Milg.
21 d

3510

2166

Von einem deutschen Soldaten.

Von einem

deutschen Soldaten.

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Wallenstein's Lager.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Wb 46/443

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem verabschiedeten Lanzenknecht.

Ein deutscher Soldat weiht Dir dies Buch, nicht allein, weil Dein Name unter den edelsten im Vaterlande klingt, seit deutsche Schwerter, Leiern und Becher klingen, sondern weil in Deiner Brust noch der alte, biedere, für alles Große und Ehrenvolle rührig strebende Krieger=

geist lebt, der in der überklugen, nüchtern schachernden Gegenwart nur mehr als Gespenst umherspukt.

Die Hand her, verabschiedeter Lanzenknecht, und nimm die Gabe freundlich auf!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S. PFEIXER ... PRESSBURG LEIH BIBLIOTHEK

An den gutherzigen, gutwilligen, christlichen, wohlmeinenden und wohlgönnenden Leser.

Mit solch sanften einschmeichelnden Worten lockten in frühern Zeiten die Bücherschreiber ihr Publikum an sich und gerade so begannen auch die militairischen Schriftsteller alten Schlags die Vorreden ihrer wohlgemeinten und mit dem besten Willen und Herzen abgefaßten Kriegsbücher. Da wurde der Krieg zuerst als eine Schickung des Himmels zur Bestrafung unserer Sünden betrachtet, darauf die göttliche Erlaubniß, Krieg zu führen, aus der heiligen Schrift gegrübelt und allenthalben das Beispiel eines Mo-

Bayerische Staatsbibliothek München

ses, Josua, Gideon, David und Makkabäus angewendet. Sobald es dann mit der Bibel nicht mehr recht fortwollte, ging man zur Plünderung der Classiker über und bat zum Schlusse, demüthig und fast beschämt, sämmtliche Leser um Vergebung, über eine Kunst geschrieben und belehrt zu haben, die gar so unchristlich sei, „weil ja, seit Erfindung des Geschützes, jeder männliche, tapfre Held von einem losen, verzagten Buben erlegt werden könne.“ Allein aus diesen alten Büchern sprach ein redliches und treues Herz, ein gewissenhafter, gerader Sinn, ein bedächtiger Ernst und doch eine innige Gemüthlichkeit, so viel schalkhafte Laune, mit einem Worte, der ganze deutsche Volkscharakter, wie er sich von den freien Kriegerstämmen des hercynischen Waldes, auf Heerbann und Waffenfreundschaft, auf Ritterthum und Landsknecht-Regiment und bis auf jene Zeiten ver-

erbte, die wälschen Geist und wälsche Sitte in unsere Länder, Reden und Schriften brachten.

Und an den gutherzigen und wohlgönnenden Leser wendet sich auch der „deutsche Soldat", indem er seinen Kameraden sein Buch darreicht. Fern von Bitterkeit und gelehrter Bessermacherei, soll es in der ungeschminkten Darstellung vergangenen Kriegerlebens und in der freien Behandlung unsrer jetzigen Verhältnisse, schlecht und recht aussprechen, was im friedlichen Waffengetümmel einer mehr als dreißigjährigen Ruhe vergessen ward und schwerlich auf irgend einer Hochschule der Kriegskunst zu erlernen ist. Und gleich jenen alten militairischen Schriftstellern, bittet auch der „deutsche Soldat" seine gutwilligen Leser um Vergebung, von all den wichtigen Materien, die sie so wißbegierig in seinem Buche suchen, nicht eine Sylbe erwähnt,

vielmehr manches berührt und aufgerührt zu haben, was ebenso gut unangetastet geblieben wäre; aber er glaubt sich wenigstens das Zeugniß geben zu können, nach seinem geringen Wissen und Soldaten-Gewissen, niemals vom guten Geiste abgewichen zu sein und weder dem Vorurtheile gehuldigt, noch vor dem Machtworte des Widersinns gekrochen, noch einem vorlauten Pöbel zugewedelt zu haben. In allen Verhältnissen des Kriegerlebens und Strebens den Ehrenmann zu zeigen, war der Gedanke, der ihn durch das ganze Buch beseelte.

Es ist heutzutage schwer für einen Soldaten, der seinen Degen noch nicht in Feindesblut getaucht und keine eisernen Fliegen hat um sein Ohr summen hören, die Feder in die Dinte zu tauchen und über das Kriegerwesen und die Kriegskunst ungnädige Worte in die Oeffentlichkeit zu brummen; allein, was

in diesen Blättern verhandelt wird, darüber mag und soll Jeder denken und sprechen, der — selbst im tiefen Frieden — die Fahne für etwas Besseres als ein Stück flatterndes Seidenzeug ansieht, im Kriege hingegen, von dem Ehrgeiz erfaßt ist, mehr zu gelten als sein Packpferd, das unbekümmert um die einschlagenden Kugeln, so ohrenhängerisch tapfer im Kanonenfeuer steht.

Man wird dem „deutschen Soldaten" vielleicht vorwerfen, daß er andern Ständen zu nahe getreten, während er seinen erhoben, das wäre ihm leid und der unkriegerische Leser verzeihe ihm abermals; aber — daß er sein edles Handwerk über alle andern schätzt, wie es einem freudigen Kriegsmann ziemt, daß er stolz darauf ist Soldat zu sein und in Wort und That fest zu seiner Innung hält, das gesteht er gerne und wiederholt es tausend Mal.

Was die Beispiele, Geschichts- und Charakterzüge anbetrifft, mit denen das Buch durchwebt ist, so hätte der „deutsche Soldat" ebenso gut den Diodor, Plutarch und Tacitus (und ist besonders Polybius der willige Adam, der sich zu allen Zeiten eine Rippe ausbrechen läßt) ausbeuten können, wie es Leonhard Fronsperger, Lazarus Schwendi, Dillich, Flemming und Andere gethan, er hat es aber vorgezogen, diese ältesten deutschen Kriegsbücher selbst auszuweiden und Frundsberg's wahrhaftige Historia, Fugger's Spiegel der Ehren, Schrenk von Notzing's Heldenbuch und mehre Beschreibungen mittelalterlicher Fehden, neuer und neuester Kriege dazu zu nehmen; denn, wie ewig wahr classische Vorbilder auch bleiben mögen, so kennt sie doch jeder deutsche Leser schon seit der ersten lateinischen Schule und der Verfasser — bei aller Ehrfurcht

und Bewunderung für Seelen- und Charaktergröße der Alten — läugnet es nicht, daß ihn Heldenhoheit und Soldatentugenden der Neuern näher und menschlicher berühren und daß er z. B. an den kritischen Kriegs-Untersuchungen der militairischen Briefe eines Verstorbenen weit mehr Geschmack findet als an des fleißigen und übrigens so verdienstvollen Ritters Folard Zergliederungen einer Kriegskunst vor mehr als zweitausend Jahren.

Neu sind freilich auch die Beispiele des „deutschen Soldaten" nicht, sonst müßte er sie selbst erfunden haben und da wären sie nicht wahr, aber unparteiisch muß jedes Beispiel sein, sonst ist es keines. Der „deutsche Soldat" hat mit Vorliebe die Geschichte seiner Landsleute durchstöbert und das wird ihm Niemand verdenken, wo jedoch das fremde Beispiel seinem Gedächtnisse näher stand, da hat

ihn keine engherzige Vaterlandsliebäugelei verhindert, zuzugreifen. Ehre wem Ehre gebührt, dem Verdienste seine Kronen, wo wir es finden!

Unsre Gegenwart ist matt, vielleicht schreiten wir einer kräftigern Epoche entgegen, der „deutsche Soldat" denkt mit Sehnsucht an die Zukunft und erwartet viel von ihr. Leider wurde es unsern Nachbarn niemals schwer, Deutsche auf Deutsche zu hetzen, aber der Himmel lasse jeden braven Kriegsmann des gemeinsamen Vaterlandes eine Zeit erleben, in welcher der Deutsche dem Deutschen die Hand reicht gegen den äußern Feind!

Inhalt.

Seite

Unser Stand. 1

Der Krieg. 28

Der Friede. 49

Enthusiasmus im Kriege und Frieden. . . 67

Kriegerehre. 91

Der Zweikampf. 118

Kriegertreue. 145

Tapferkeit. 164

Der Tod am Schlachtfelde. 188

Der Feldherr. 202

Seite
Der Held. 238
Gemeingeist. 248
Rechtlichkeit. 272
Menschlichkeit. 302
Gottesfurcht. 333
Zum Schluß. 370

Unser Stand.

Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisernes Wamms gefallen.
Wallenstein's Lager.

Als die Erfindung des Schießpulvers Kraft und Macht des Ritterthums gebrochen und die Kriegslust des — fast einzig und allein — waffenberechtigten und waffenkundigen Adels dergestalt vermindert hatte, daß schon Friedrich III. aus seiner vom Volke belagerten Burg zu Wien, „die er vertheidigen wollte bis sie sein Gottesacker würde", sich vergebens nach den dringend aufgebotenen Lehensleuten umsah und die Schmach des deutschen Kaisers durch den böhmischen Podiebrad gerächt werden mußte; als ferner das Ansehen der kaiserlichen Majestät noch mehr ge-

sunken war und auch bei den störrischen Reichsfürsten keine Unterstützung fand, so, daß selbst unter Karl V., „der doch die Hand über den ganzen Erdboden hatte", ein Heinrich von Braunschweig sagen konnte: „mit des Kaisers Namen drohen, hieße mit einem todten Falken beizen", da wurde die alte, ein halbes Jahrtausend bestandene Wehrverfassung Deutschlands (Lehendienst und Landwehr, d. h. Aufgebot der Freien) endlich ganz und gar durch geworbene und besoldete Truppen ersetzt.

Das Ritterthum ward Soldatenstand und dieser sollte alle höhern Ideen der Waffenehre von jenem ererben; allein — ob auch in Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit gegründet, wurde er zu schnell und zu viel Zunft und Gewerbe, um sich von häuslichen und bürgerlichen Interessen loszusagen, um nicht nach Gewinn und Reichthum zu streben und durch das als Recht und Billigkeit angesehene Plündern und Beutemachen der Art zu verwildern, daß er von den moralischen Eigenschaften einstiger Ritterlich-

keit kaum mehr rettete als das Wort der Ehre (nicht ihren Sinn), als ein mechanisches Festhalten seiner Pflicht und einen durch die Aussicht nach Belohnung hervorgerufenen Muth.

„Der letzte Ritter" schuf den ersten Soldaten (in Deutschland wenigstens), Kaiser Maximilian trommelte geworbene Kriegsleute unter seine Fahnen. Das rüstige Stadt- und Landvolk rüstete und stellte sich selbst; aber nur der ehrliche Geselle, der überdies wohlhabend genug war, sich Blechhaube, Wamms und Spieß zu schaffen, durfte „frommer Landsknecht" werden. Wer mit einer Hakenbüchse erschien, stand in höherm Sold und Werth als der bloße Pikenier, der Reisige zu Roß im höchsten. Der Feuerwerker zeigte seinen Lehrbrief, erhielt vierfache Löhnung, stand unter dem leichtesten militairischen Verbande, oder blieb wol gar Bürger.

Der Adel bewarb sich bald um die erstern Stellen im Heere; Rang, Titel und höfische Gnade lockten seine Freiheit zur Dienstbarkeit und da er allein zu Waffen und Krieg erzogen

war, so hieß es noch lange in den Reiterrechten und Fußknechtordnungen: „und solle an diesen vorwichtigen Platz ein adeliger junger Herr, oder sonst alte, versuchte und erfahrene Kriegsleut gestellt werden", ein Satz, der auch bei der später eingeführten Beförderung nach dem Dienstalter nicht ganz außer Anwendung kam und dem Avancement-System eine gewisse gummi-elastische Fähigkeit verlieh und eine Art Janusgesicht, das seine Blicke ebenso gut auf willkürliche Bevorzugung, als auf Billigkeit und Gerechtigkeit zu werfen vermag, ein System übrigens, über welches sich der Adel zu keiner Zeit beschweren konnte.

Sobald der Krieg geendigt war, säumte man nicht das rauf- und raublustige Volk schnell zu entlassen und nun zog es, als freies Handwerk neue Kundschaft suchend, zum Fluch und zur Plage des Bürgers und Bauers, denen es sich in die Betten und Ställe legte, von Ort zu Ort und „trieben die Eyssenbeisser, Federhansen und Spietzknechte ein teufflisch Leben,

ein Narrentheyding und Kistenfegen, bis sich wieder Sach oder Handel für sie traff".

Solches Elend des Landes, die den Erbländern stets gefährliche Nachbarschaft der Ungarn, die Reformationskriege, mehr noch das ewig drohende Damokles- und Damascenerschwert Mahomed's und endlich die dem westphälischen Frieden entsprungene Lehre des Staatengleichgewichts (welcher zum Trotze Frankreich mit den Türken die Rollen getauscht hatte und bis auf die neuesten Zeiten zum eigentlichen deutschen Erbfeind geworden war), all' das machte stehende und waffengeübte Heere, nach dem Beispiele anderer Nationen, mehr und mehr auch zum Bedürfniß unserer Staaten.

Schon die Scaremanni (Schaarmänner) Karl's des Großen erinnern an stehende Heere, Heinrich I. hatte Soldtruppen, Friedrich I. seine Brabanter-Miethlinge; aber erst Karl VII. von Frankreich errichtete die sogenannten Ordonnanz-Compagnien, die auch im Frieden besoldet wurden. Theilt man nun das Verdienst der ersten

Errichtung stehender Heere gemeiniglich den Franzosen zu, so gebührt doch das ihrer zweckmäßigen Einrichtung den Deutschen. Fußknechtordnung, Reiterbestallung und Geschützwesen zogen deutsch über den Rhein und wanderten später als verwälschte Reglements wieder zurück. Und immer nothwendiger erschien die Aufstellung großer Heeresmassen, ein Staat überbot den andern, der Krieg war der schnellste und beste Meister zu ihrer Abrichtung und Ausbildung; menschlicheres Kriegerleben und strengere Kriegszucht erweckten neuerdings die alten, vergessenen ritterlichen Ideen (wenn auch unter Stock, Zopf und Kreide); durch die Werbung auf Dienstpflicht für Lebensdauer wurde das Militair, was es sein soll, ein für sich abgeschlossener Stand; nicht mehr der Adel allein war Oberster und Hauptmann, jedes kühne Herz, jeder kluge Kopf, jeder tapfere Arm konnte nach den höchsten Würden streben; das Ansehen des Kriegers stieg mit der Gefahr, in der sich Fürst und Vaterland befanden, „die Welt lag auf der

Spitze des Degens" und der Soldat führte ihn.

Heutzutage hat das Militair (in Deutschland nämlich, wo keine Kabylen und Tscherkessen zu bekämpfen sind) kaum noch einen andern Feind als — den Frieden.

Der lange Friede untergräbt unsern Stand, nicht nur heimlich, da er ihm allen Kriegergeist erschlafft und niederdrückt, vielmehr öffentlich, indem er zwei Kinder des herrschenden Zeitgeistes gegen uns bewaffnet, von denen das eine vielleicht seiner Unmündigkeit, das andere einer eignen Schlauheit halber nicht einsehen will, wie unentbehrlich auch jetzt noch ein zahlreiches Heer der Ruhe des Vaterlandes ist, ja, wie um so nöthiger es erscheint, daß der Kriegerstand von allen andern Ständen abgeschieden bleibt, je weniger die so sehr verkürzte Dienstverpflichtung des Soldaten ihn den bürgerlichen Verhältnissen entreißt, die er mit Widerwillen verlassen, nach denen er ein fast unbezwingbares Heimweh behält und zu welchen er jubelnd zurückkehrt, so-

bald er die Armatur abgeliefert und sich den Schnurbart weggeschnitten hat.

Das unmündige Kind des Zeitgeistes hat das Schwert in die Rumpelkammer geworfen und läßt es da verrosten. Man will die glänzenden Hungerleider und doch so kostspieligen Nichtsthuer nicht länger umsonst füttern, ja, hätte nicht das Dreißigerjahr mit etwas unliebsamem Gepolter durch die Kanzleien gespukt und manche Schlafmütze aus der Ruhe gerüttelt, das alte, lecke Kriegsschiff, das nur noch Fahnen, Kanonen und Offiziere, aber kaum mehr eine Bemannung hat, wäre lang schon abgetakelt und die sauber gewichsten und lackirten Bundescontingente versammelten sich nirgends anders als auf dem Papiere.

Der schlauere Sohn des Zeitgeistes hingegen strebt den Militairstand mit den übrigen Ständen zu verschmelzen und in deren bürgerliche und politische Interessen herüberzuziehen. Das Heer, das überall seinem Monarchen mit Blut und Leben ergeben ist, soll, wenn auch

nicht ganz bei Seite gelegt, doch neu verlegt werden und unter einer andern Firma erscheinen. Kann man denn die nervigen Arme und breiten Rücken zu nichts Besserm benutzen als zur Schlachtengaukelei auf freiem Felde und zum Anlehnen an leere Schilderhäuser? Mitrütteln sollen sie an den Pfeilern der alten Ordnung und gelegenheitlich könnten die Bärenhäuter, zum allgemeinen Besten (der Börse), Straßen und Brücken, Kanäle und Eisenbahnen bauen.

Und der schlauere Sohn des Zeitgeistes denkt noch weiter: Dem Vaterlande vorerst schwöre der Soldat und dann in Gottes Namen seinem Herrn und Fürsten, dann mag man leichter begehren was die Regierung nicht freiwillig gibt; dann mögen von der Rednerbank all die Thiers und Thiers — chen über uns verfügen; dann befiehlt Gevatter Spießbürger mit uns, wie mit seiner Innung, denn „das Heer ist Volk und kommt das Vaterland in Noth, so ist das Volk das Heer".

Allerdings sprechen Erfahrungen der Welt-

geschichte für die Unüberwindlichkeit eines Staates, in welchem sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung, Bürger, Edelmann, Bauer und Soldat unter die Fahne stellen, allein dazu gehört, daß ein ganzes Volk von einem und demselben Gedanken begeistert, von einem und demselben Geiste beseelt ist, und derlei gewaltige Augenblicke sind nur selten. Zugegeben indessen, daß es Epochen gibt, in denen das Volk zum Heere wird, so dürfte es doch nicht jedem Staate anzurathen sein und vielleicht niemals weniger als gerade jetzt, kein anderes Heer zu halten als das Volk.

Lächerlich ist jeder Kastenhochmuth und von der gegenseitigen freundlichen Annäherung aller Stände unter sich — als Unterthanen Eines Monarchen und Mitbürger desselben Staates — kann auch das Militair nicht ausgeschlossen sein; aber das Streben nach Bildung und Ausbildung und der Wetteifer in getreuer Erfüllung der Berufspflichten seien die einzige Verschmelzung unsers Standes mit den übrigen. Das

Schwert ist kein Jagd-, Garten- oder Federmesser, es ist eben Schwert und soll Schwert bleiben. Das prächtig klingende Wort: „Das Heer ist Volk und das Volk ist Heer" haben Leute erfunden, die, außer ihrer Feder, nichts Spitziges in der Hand gehabt. Der „deutsche Soldat", der seinem Stande mit Leib und Seele verfallen, ist sogar Finsterling genug, um das Gegentheil jenes hochtrabenden Satzes durch sein ganzes Buch beweisen zu wollen und es sei ihm nur früher noch vergönnt einen kleinen Ausfall und Streifzug gegen seine eigne Partei zu unternehmen.

Wir spielen uns nämlich besagten Gevatter Spießbürgern selbst in die Hände, weil wir theils mit aller Gewalt so gelehrt werden wollen wie sie, theils, als rein stettig, mit keinem Schritte über das Reglement hinauszubringen sind, in dessen enggesetzten Pilaren wir so gern, so hochmüthig und wichtig gravitätisch piaffiren und paradiren und weil wir endlich in beiden Fällen, den kriegerischen Geist, der uns mehr

vom Bürger unterscheidet, als der doppelfarbige Rock, ganz und gar vergessen. Wir selbst wollen nicht mehr wirkliche Soldaten sein und während uns die Handthierung mit Wichs und Wachs, mit Trippel und Hammerschlag zur wichtigsten Praxis wird, lassen wir, der Theorie zu Liebe, Kraft und Energie in Hörsälen und auf Schulbänken verkümmern und zwingen Jugend und Alter uniformirte Studenten und Professoren zu werden.

Es antworte jeder praktische, seinem Gewerbe mit Lust und Liebe ergebene Kriegsmann (und nur ein solcher ist der brauchbare) auf die Frage: worin das wichtigste und innerste Wesen des Soldaten bestehe, so wird er kurz und bündig sagen: wirklich Soldat zu sein. Wirklich Soldat ist aber weder der maskirte Bauer, der seinen Kopf nach dem Commandowort und dessen naselosen Antipoden auf die Lattenfolter, oder dem Stock entgegen streckt, noch das glattgebiegelte, nettgeschniegelte Junkerlein, das auf seinem Vollblut unter dem Fenster der

Frau Bürgermeisterin auf- und abtänzelt, noch der verächtlich blickende Stratege, der eben von der Hochschule kömmt und besser weiß was Hannibal nach dem Siege bei Cannä hätte thun sollen, als wie er sein Fähnlein aus dem Rüben- oder Kartoffelfeld herausmanövriren wird, in das er unvorsichtiger Weise hineingeschwenkt. Wirklich Soldat ist Derjenige, der seine Pflichten und seinen Dienst genau kennt und freudig übt, der sich begeistern kann für seine hohe Bestimmung und durchdrungen ist von Kriegerehre, der unerschütterlich treu bleibt seinem Schwur, muthig jeder Gefahr begegnet und tapfer dem Tode ins Auge sieht, der nicht allein das Joch des blinden Gehorsams willig trägt, sondern auch dessen Sinn und Ausdehnung erfaßt hat und der rechtlich, menschlich und gewissenhaft ist. Mit einem Worte: Diensteifer und Enthusiasmus für seinen Stand, Ehre und Treue, Tapferkeit, blinder Gehorsam und die Frömmigkeit der That, das sind die Eigenschaften des wirklichen Soldaten.

Der Verfasser dieser Blätter gäbe seinen kritisirenden Gegnern das Heft des ihn zerfleischenden Messers in die Hand, wenn er ungeschickt genug wäre, wissenschaftliche Bildung blos als eine schöne Zugabe für den Offizier zu erklären. Wissenschaftliche Bildung ist vielmehr der Stempel, der den Soldaten zum höhern Krieger adelt, aber nur dann, wenn ihm das geistig Erworbene kein todt aufgehäufter Schatz geblieben, sondern — bereits in den Verstand übergegangen — zu seinem wirklichen Eigenthum geworden ist, sonst sind und bleiben all die Weisheiten Fuß- und Handschellen für sein Kriegs- und Friedenswirken. Auch der ungelehrte Soldat kann solchen Werth haben, daß der gelehrteste den Hut vor ihm abnehmen muß; denn oft reicht wenig Wissen, doch ein braves Herz und vollkommene Kenntniß des Dienstes hin, ein brauchbarer, tapferer und selbst geschickter Offizier zu sein, während mehr als gewöhnlicher Verstand dazu gehört, um den gesunden über dem Studium nicht zu verlieren und das bischen

praktischen Sinn obendrein. Erst Derjenige, der das was er sein soll, ganz ist, suche mehr zu werden und es vergesse Keiner, daß jede Halbheit in unserm Stande etwas Erbärmliches ist. Wer aber wissenschaftliche Bildung sogar auf Kosten der oben angeführten Eigenschaften erwirbt, wem der Krieger-Geist weniger gilt als jene oft so verworrene Geistreichigkeit, dem ist sein hoher Beruf niemals klar geworden, der hat vergessen, daß der Soldat zwei Drittel seines unentbehrlichsten Wissens nur durch Praxis, nur durch unausgesetzte Uebung des Dienstes erlangen kann. Die Kenntniß unseres Handwerks ist keine Bergwerk- oder Forstwissenschaft, die Kriegsschule keine ökonomische oder polytechnische; es gehören vielleicht schon Jahre — und gerade die Jahre der Jugend — dazu, um sich die schwere Kunst des Gehorchens und die noch schwerere des Befehlens eigen zu machen. Nicht Jeder lernt leicht und spielend, für die Meisten ist die Erwerbung eines tüchtigen Wissens nur durch den angestrengtesten Fleiß, durch anhal-

tend sitzende Beschäftigung, durch Luft- und Lebensabsperrung, durch Zeitverlust für praktische Kenntnisse und durch Verwendung aller geistigen Kräfte nach Einem Ziele — zu erreichen, und darin liegt eben der heimlich fressende Krebs für Kraft und Energie, der langsame Selbstmord des Soldatengeistes. Daß übrigens auch der Werkeltag-Dienst des Friedens verkannt und übertrieben wird und oft bis zur grausenhaften Pedanterie — diesem alles Leben erstickenden Krötensumpfe — ausartet, soll weder hier, noch später im Buche geläugnet werden.

Wenn nun der „deutsche Soldat" (wie auch der verabschiedete Lanzenknecht in seinem Wanderbuche) allerdings für öffentliche Erziehung der zum Soldatenstande bestimmten Jugend, nämlich für Cadetenhäuser und militairische Akademien, eingenommen ist und den Vortheil einer fortgesetzten theoretischen Ausbildung keineswegs verkennt, so schüttelt er doch den Kopf, wenn von Errichtung gewisser Universitäten die Rede ist, die zwar als militairische Säugammen in

unserer gelehrten Jetztzeit besonders beliebt geworden sind, aber dem jungen Offizier die drei oder vier nöthigsten Jahre seiner praktischen Vervollkommnung rauben, überdies die Zeit, in welcher er noch exaltirt genug ist, den Kriegergeist einzuathmen, daß er ihn bis ins Alter beseelt, die Zeit des Stürmens und Drängens einer überquillenden Kraft, die sich messen will und austoben muß, die Zeit, während welcher er den Schwerpunkt findet für sein ganzes Leben, die ihn zum Mann reifen und frei und selbstständig aus so vielen Wasser- und Feuerproben hervorgehen läßt.

Und für dieses Mannwerden aus sich selbst, für diese eherne Charakterschule, kann ihn keine militairische Hochschule entschädigen und wenn er seinen Verstand darin aufblasen könnte, wie der Frosch in der Fabel, bis er platzte.

Vielleicht darf der „deutsche Soldat" später ein Mal auf dies Thema zurückkommen, jetzt seien ihm nur folgende Worte darüber vergönnt: Für technische Corps, für Ingenieurs und Con-

stabler mögen derlei Universitäten unentbehrlich sein, doch schon für den Generalstaboffizier wird es nöthig, daß er von den drei Haupttruppengattungen nicht etwa eine blos theoretische, vielmehr eine durch wirkliche Dienstzeit und Uebung erlangte Kenntniß habe, eine Kenntniß, die ihn auf einen Standpunkt stellt, von welchem aus er leichter und genauer das Bereich seines Wirkens zu überschauen fähig ist, als wenn er den jahrelang zwischen Büchern, Plänen und Charten eingekeilten Kopf plötzlich hervorstrecken soll. Für den Linienoffizier aber, besonders für den Cavalleristen, wird eine solche Schule schwerlich jemals ihren eigentlichen Zweck erreichen, so wenig als die mit ihr verbundene furchtbare Prüfung, die oft so hart und ungerecht über das Schicksal des Schülers entscheidet. Mancher kreuzbrave, gesundkluge Geselle, der sich mit seinem störrischen Gedächtnisse in diese Formen und Formeln der Kriegskunst nun einmal nicht finden kann, aber am Schlachttage gewiß ein brauchbarer Mann der That wäre,

geht dem Dienste und Staate verloren, doch mit den wirklich talentvollen Köpfen sind es hauptsächlich die Bücherwürmer, die pedantischen Steckenpferdreiter, nicht die Generalstäbler, aber die Generalzollstäbler, die oben hinauf und ihr ganzes Leben nicht mehr aus der gelehrten Fiedel kommen, in die sie in der Jugend gespannt wurden. Nicht für Kanzleien und Lehrkanzeln soll ja der Offizier gebildet werden, sondern für den Krieg und da behaupten unsere Altmeister, daß der blos gelehrte der schwerfälligste, unbehülflichste und überflüssigste aller Tröpfe sei, so jemals dem klingenden Kalbfelle nachgerannt.

Kriegergeist ist die erste Eigenschaft des Soldaten, Charakterstärke, Energie und Männlichkeit sein höchster Werth und Stolz, dann erst mag die Schulweisheit an die Reihe kommen; aber wenn das Doctorat dem Soldaten nicht unumgänglich nöthig ist, wenn uns das Spießbürgerthum, die schlauen Staatskunstverbesserer, die Weltbegebenheit-Regierer und Finanzierer

der Börse (finanzieren nannten die Landsknechte Beute machen) so nicht brauchen können wie wir sind, oder vielmehr sein sollten, so ist gerade das schon ein Beweis, daß der Kriegerstand keiner Vermischung und Verschmelzung mit andern Ständen fähig ist, ohne aufzuhören Soldatenstand zu sein.

„Wenn das Vaterland in Noth kömmt", sagen befrackte und besternte Herren, „ist das Volk das Heer; die technischen Kriegereigenschaften geben sich dann in kurzer Zeit und die moralischen von selbst."

Was technische und taktische Ausbildung anbetrifft — wie elend wir sie auch bei den Bürgerparaden sehen mögen und gar nicht besser verlangen können —, so mag ihre Unvollkommenheit nicht verhindern tapfer drein zu schlagen, wie uns soviele Volksvertheidigungen von Städten und Ländern zur Genüge bewiesen; ebenso liefert uns die Geschichte zahl- und glorreiche Beispiele von Hochherzigkeit, Vaterlandsliebe und Unterthanen-Treue in allen Ständen, aber es

liegt am Tage, daß der Bauer, der seinem Pfluge, und der Bürger, der seinem Gewerbe, und der Beamte, der seinem Schreibtisch nachgehen soll, der Fahne nicht in die Länge folgen können und es entstehen überdies die Fragen: Wann ist eigentlich das Vaterland in Noth, wenn der Feind den Fehdebrief schickt, oder erst wenn er ans Thor der Hauptstadt klopft? Wer schützt das Vaterland vor plötzlichem Ueberfall und verhütet, daß es in Gefahr kommt? Wird dem Landesfürsten zu jedem Augenblick ein gehorsames Bürgerheer zu Gebote sein, oder muß er zuvor seinem Volke die Gründe zum Kriege auseinandersetzen und sämmtliche Schießstattgesellschaften seines Reiches fragen, ob es ihnen vielleicht gefällig sei, auf etwas Anderes zu zielen, als auf den Scheibenhanswurst? Und wer vertheidigt endlich das Vaterland, wenn im Volke selbst der Feind ist und es sich gegen Gesetz und Obrigkeit erhebt? Wer macht Ordnung, wenn Gerechtigkeit und Recht von unten ausgehen und ein Andreas Karlstatt, ein Thomas

Münzer, ein Schneider Bockhold, ein Rathsherr Knipperdolling sich berufen fühlt Ordnung zu machen? Fest und unerschütterlich hielt die treue Neustadt an ihrem Herrn, Friedrich dem Streitbaren, als eine Uebermacht der unversöhnlichsten Feinde gegen ihn erstanden war; aber demselben Fürsten, dessen letzte Regierungsjahre die verleumderischen Zungen jener Zeit Lügen straften und der „entweder niemals, oder ewig hätte herrschen sollen", verschloß das rebellische Wien dritthalb Jahre seine Thore und nur Noth und Mangel öffneten sie. Während der beiden Belagerungen Wiens durch die Türken wetteiferten Adel, Bürger und Studenten mit den Truppen an Heldenmuth, aber zu Anfang des dreißigjährigen Krieges standen die aufrührerischen Stände Oestreichs im Gemache ihres Königs und der kecke Thonradtel zog ihn bei den Knöpfen seines Wammses und rief: „Gib dich, Ferdinand, und unterschreib!" Dazumal, als plötzlich die Trompeten des eben in den Burgplatz einreitenden Regiments Dampierre an den

Fenstern hinaufschmetterten und die Rebellen Reißaus nahmen, mochte der geängstigte Fürst erkannt haben, was der Soldat dem Herrscher ist.

Der Bauernaufruhr in Steiermark, Kärnthen und Krain im Jahre 1515, der Krieg des alten Rechts (stara Prawa) genannt, war einer der grausamsten und blutigsten, die jemals statt gefunden. Als sich das Volk mit seinen Klagen über die Bedrückungen des Adels an Kaiser Max gewendet, verstand es dessen gütigen Ausspruch schlecht und im Wahne, zum Richter seiner Herren berufen zu sein, stürmte und beraubte es Schlösser und Klöster, bestrafte im Namen des Kaisers mit Feuer und Schwert und widersetzte sich endlich dessen eigenen Truppen. Da hatte der edle Max in seinen letzten Tagen noch den Jammer, seinen „lieben Landlern" das alte Recht durch Galgen und Rad einlernen zu müssen.

Fast zwei Jahre dauerte der oberöstreichische Bauernkrieg unter Stephan Fadinger und

Achatz Wiellinger. Auf ihren Fahnen stand der Spruch:

Weils gilt die Seel und auch das Blut,
So gab uns Gott ein Heldenmuth,
Es muß sein.

Der kaiserliche Statthalter Graf Herberstorf wurde von ihnen erschlagen, Städte und Märkte fielen in ihre Hände, Linz widerstand nur mit Mühe und erst Pappenheim konnte die Rebellen nach vier blutigen Schlachten zu Paaren treiben.

Das waren freilich nur Bauern, nicht ein ganzes Volk, aber sind derlei Beispiele in der neuern und ganz allerneuesten Geschichte nicht deutlicher und allgemeiner zu finden und kann — in schließlicher Betrachtung dieses Kapitels — das Volk das Heer, oder das Heer Volk sein?

Dem Bürger gilt vielleicht der Regent nur als oberstes Organ des Vaterlandes, für den Soldaten ist er unumschränkter Herr und muß es sein, wenn der blinde Gehorsam wirklich die wesentlichste Bedingung unsers Standes ist. Mögen sie uns das stets bereite Werkzeug nen-

nen, das von jeher den allerhöchsten Willen, wo er nicht willig Eingang fand, mit Gewalt durchsetzte, wir wollen nicht darüber streiten, aber unser Stolz ist es, treu und fest zu bleiben, wo Andere wanken und schwanken.

Und wie soll sich endlich der Soldatenstand den übrigen Ständen verschmelzen, wenn er durch Erziehung, Bestimmung, Pflicht und Wirken, Denken und Handeln und im Leben und im Tode ganz und gar von ihnen verschieden und abgeschlossen ist? Der Bürger hat eine Heimat und dann erst ein Vaterland; Familie und eigner Herd sind die nächsten Interessen seines Herzens; er liebt den Frieden, er trachtet sein Leben für die Seinen zu erhalten, er will erwerben, besitzen und hinterlassen. Des Soldaten Heimat ist da, wo seine Fahne weht und nur durch den Befehl seiner Obern hört er die Stimme seines Vaterlandes; er hat nicht Haus und Hof und kennt nichts Heiligeres als seinen Schwur; wenn der ihn ruft, verläßt er Weib und Kind; alle häuslichen und Bürger-

tugenden treten ihm in den Hintergrund über die militairischen; er geizt nach Ehre und sehnt sich nach Thaten und sein höchster Ruhm ist in seiner Pflicht zu sterben.

Und wenn der Bürger „sein ehrlich Gewerbe in Ruhe treibt, Vatersegen genießt und Kinder und Enkelein um sich pflegt", singt der friedländische Reitersmann:

„Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier."

Aber nicht der gemeine Soldat, der — wie wir bereits gesagt — kaum auf wenige Jahre den Tschako trägt und in Sinn und Wesenheit Bürger und Bauer bleibt, kann zur gegenwärtigen Zeit noch den Kriegerstand vertreten, nur der Offizier, der den Degen nicht eher von der Seite gibt, als bis er ihm auf den Sarg gelegt wird. An ihm ist es, alle moralischen Eigenschaften des edeln und adeligen Gewerbes festzuhalten, sie nicht erlöschen zu lassen über

Gelehrsamkeit und Friedenskünstelei, noch sie zu ersticken im Schlendrian des Kamaschendienstes, aber sie auf seine Untergebenen zu verpflanzen nach allen Kräften, damit der Kriegergeist, der uns abgeschieden läßt von allen andern Ständen, wach erhalten werde und auch der unterste Musketier wisse, wie ihm das Herz schlagen soll, wenn die Trommeln einst zum Ernste schlagen.

Der Krieg.

Därfen ma bald raufen für Gott, Maria,
unsern liaben Kaser und Vaterland?

Tiroler 1809.

Krieg ist die Sehnsucht des jungen Soldaten — und jeder Soldat ist jung, dem es frisch und muthig unter der Rockwatte klopft, sei er nun bartlos wie das Heldenmägdlein von Orleans, oder eisgrau wie der hundertjährige Otto von Haßlau, als er das östreichische Banner am Marchfelde gegen den Löwen Ottokar von Böhmen trug. Krieg ist der Stoßseufzer und die ewig wiederkehrende Endbitte der Litaneien, die von uns, Casernen-Capuzinern, auf Parade- und Exercirplätzen mit Trommel- und Trompetenschall zum Himmel geschickt werden. Wenn in Frankreich oder England ein Ministerium purzelt; wenn in den Abruzzen irgend ein verspreng-

ter Jung-Italiener unerlaubte Kohlen brennt; so oft in Polen (diesem gewaltsam eingeimpften Weichselzopf dreier Mächte) die Vaterlandsfreunde ihre Polizeibeamten prügeln; ja, sobald nur ein türkischer Schiffnagel am nordischen Magnet hängen bleibt, heben wir hoffend die Köpfe, wie Frösche aus ihrem Teich, und quaken: Was gibt's? Hat man uns gerufen, braucht man uns vielleicht? Aber da stehen die Kammer-, Land-, Hof- und geheimen Räthe am Ufer und bombardiren uns die vorlaüten Schädel zurück in den Casematten-Schlamm und flüstern: „Ums Himmelswillen Friede, ihr großmäuligen Schreier! Quakt leiser, ihr unnützen Fresser! ihr Brummfliegen ohne Stachel! ihr müßiges, überflüssiges Paradirvolk! Die Ohren der fünf Geld-Gewaltigen erstrecken sich von Rom bis London und von Wien über Frankfurt nach Paris; sie wünschen keinen Krieg, sie haben großmüthig Gemacht einen Verein gegen Blutvergießerei, sie können nicht hören das barbarische Hurrah und wenn sie vernehmen eure wilde Kampflust,

so werden sie euch geben das Gnadenbrot ganz und gar, auf daß die alten Jungfern, die man Armeen nennt, friedlich ab- und aussterben mögen, in ihren martialischen Klöstern, den Casernen."

Wer weiß, ihr Herren Finanztyrannen und Börsedespoten, wie die Actien in der Zukunft stehen werden und ob nicht wieder eine Zeit kommt, in welcher Patronenhülsen die gesuchtesten Papiere sind? Zwickt und zwackt am Soldaten, so viel ihr wollt, erspart durch Zweiunddreißigstel und Vierundsechzigstel, heizt mit den Schilderhäusern eure Comptoirs, laßt das ganze Heer aus blinden Rotten bestehen und schickt überdies das erste und dritte Glied auf Urlaub; kommt dann der Feind, so versucht Steine hinter euch zu werfen, wie Deukalion, vielleicht werden geharnischte Männer daraus. Türken und Mongolen überfallen uns schwerlich mehr, aber ein schlimmerer Erbfeind rüstet sich; von keiner „goldenen Horde" soll uns ein Jaroslaw Sternberg befreien, aber eine ebenso wilde, die

wir sogleich näher bezeichnen werden, bedroht den Staat. Der Regent braucht ein Heer, ein bewegliches, schlagfertiges, thatkräftiges, treuergebenes Heer; er braucht es in jetziger Zeit, da es in Köpfen und Ländern spukt, so nöthig als jemals, denn es mag gut sein, bei Allem was die Zukunft Ueberraschendes bringen kann, über dreimalhunderttausend Männer zu gebieten, die nichts Anderes zu fragen gewöhnt sind, als: Herr! wo willst du, daß wir sterben sollen?

„Tapferer Männer Lieb und Treu ist eine unüberwindliche Burg" sagte Ratbod auf Habsburg zum straßburger Bischof Werner. Jener Landgraf von Hessen, den der Kaiser tadelte, daß sein Schloß keine Mauern habe, ließ es von drei Gliedern seiner getreuen Soldaten umstellen und sagte: Da sind meine Mauern, Ew. Majestät.

„Macht die Thüre zu, es ist draußen Feuer!" rief vor wenig Jahren der sterbende Orleans (die Zeitungen meldeten es) und ist uns nicht auch in Deutschland schon, als röchen wir den Brand?

Gleich der Schwüle einer Gewitternähe liegt es auf uns, gleich einem schweren Alp drückt die kampflose Vergangenheit auf die Gegenwart; die dreißigjährige Ruhe hat den Frieden untergraben, wir schlafen auf einem Vulkan. Manchmal träumt uns von heißem, bitterbösem Streit, wir fahren auf, wir blicken nach Westen und Norden, aber nicht von daher kommt zunächst der Feind; er droht uns in der moralischen Zerrissenheit des eignen Volkes, in der Herz- und Nahrungslosigkeit der untersten Klassen, im Nationalitätschwindel einzelner Länder, in der Vermessenheit jener Geld-, Gut- und Recht-Gleichheitler und Freiheitler, jener Kreuzausreißer und Kronjuwelendiebe, die mit halbem Wissen Schwachköpfe erhitzen, blöde Massen blenden und ein hungerndes, lungerndes Gesindel mit Lug und Trug zum Trotze stacheln. Und der Adel hat keine Burgen mehr, der Bürger keine Wälle, vor denen sonst die Zugbrücke aufgezogen ward gegen den Andrang des bleichen Pöbels. Plötzlich, nächtlich, wie der Raub-

wolf, steigt er über die Terrassen der englischen Landhäuser, oder bricht in die Bäcker- und Fleischerbuden der wehrlosen Stadt, denn miteessen will das Elend aus der Schüssel der Reichen. Wie es dann enden wird? Schlimmer vielleicht als da der Türk noch hauste am Wienerwald, da der fürchterliche „Sackmann" herumzog mit seinem Messer und den ehrlichen Oestreichern ihre Köpfe abschnitt und ihre Weiber und Töchter zur Kurzweil ins Lager und endlich nach Konstantinopel schleppte. Sechszehntausend Frauen und Mädchen, darunter dreihundert vom Adel, wurden allein in der Gegend von Wien geraubt, und wenn sie später, aus der Gefangenschaft nämlich, an die Ihrigen schrieben: sie sollten sich nicht um ihr Schicksal kümmern, „da es die weyber, besonderist die jungen mädel, bey den Tirggen gar so guet hätten und auf kein Befreyung oder erlösung gedenketen, noch wünscheten", so wird es ja beim Sturme des heutigen Erbfeindes, das ist, des losgelassenen Pöbels, noch viel türkischer zugehen und Adel und Bür-

gerstand werden sich schwerlich darüber trösten, wenn die Ohnehosen die am Abend eroberten Damen in aller Frühe wieder herausgeben.

Auf welche Art die Noth des gemeinen Mannes zu stillen und das Volk von seinem Wettrennen zum Galgen aufzuhalten wäre, versteht der „deutsche Soldat" nicht zu sagen, aber so viel weiß er, daß man solche raubthierartig aufgesperrte Mäuler nicht mit Eisenbahn- und Dampfschiff-Actien stopft. Der rechtliche, arbeitsame Bürger und Landmann, der seiner Regierung Steuern und Abgaben zahlt, fordert dafür ihren Schutz und diese zieht endlich nothgedrungen, wenn auch mit väterlichem Schmerze, die alte, verrostete Wehre aus der Scheide. Kein müßiger Paradeheld ist dann der Soldat mehr, Freiheit und Eigenthum soll er schirmen, für Religion, Fürst und Vaterland soll er kämpfen, mit eisernen Ruthen soll er Ordnung machen, damit Begehren und Gewähren, das friedlich nicht mehr ausgeglichen werden kann, wenigstens eine blutige Versöhnung finde; damit

nicht unberufene Staatsverbesserer, die im Trüben zu fischen vermeinen, den Samen der Zwietracht weiter streuen, damit nicht politische Glaubenshelden — Egoismus, Neid, oder fanatische Verblendung hinter süßschwänzelnde Menschenliebe versteckend — die Treue des Unterthanen von seinem rechtmäßigen Herrn lösen; damit endlich der außen lauernde, Freiheit oder Tyrannei bringende nachbarliche Feind uns gerüstet träfe, wenn er als Mittler in unsern Handel treten und etwa wieder so entscheiden wollte, wie uns, schmerzlich genug, die Erfahrung gelehrt.

Der Regent braucht ein Heer, ein treuergebenes, blindgehorsames, ehren- und wehrhaftes. Der dreißigjährige Friede hat Dampfkessel geschmiedet und Locomotive erbaut und Spekulanten zu Millionären gemacht, aber je mehr Schätze einige Wenige anhäufen, desto ärmer wird die Masse, denn das bewährteste Mittel reich zu werden besteht nur darin, andern Leuten ihre Geldbeutel auf eine Art aus

der Tasche zu ziehen, die nicht an den Galgen bringt. Reichthum des Einzelnen ist unnützes Fett des Staates, verhältnißmäßig vertheilter Wohlstand — dessen Fleisch, Blut und Mark. Es gab ehemals weniger große Vermögen, aber eine allgemeinere Wohlhabenheit. Wallenstein brandschatzte die Mark Brandenburg allein um zwanzig Millionen Gulden; vielleicht keine Provinz Deutschlands könnte das heutzutage leisten, allerdings aber manch einzelnes Haus. Kommt nun das Vaterland in Noth, so hat es von den Börsehelden so wenig als vom halbnackten Sohn des Volks, denn dieser taugt nicht zur Muskete, hat weder moralische noch physische Kraft und bleibt ewig der sieche, feige, faule Lazzarone, der ehrlose Nachzügler und Plünderer, als welchen ihn schon Montecuculi den bösesten Krebs des Heeres nennt; jener aber — der Börseheld nämlich — packt in der Gefahr seine Bildergallerie von Banknoten und seine klingende Portraitsammlung in Kisten und fährt ab, denn die patriotischen Fugger und Laffite

werden immer seltner, aber Kaiser Maximilian's Wort ist bis zur Stunde wahr: „Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verleurt, so soll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden sind, daß Kaiserl. Majestät und dem ganzen Reich viel daran gelegen, so kann euch Niemand daher bringen?" In diesem Sinne sprach auch Matthias Corvinus, da er nach seiner Eroberung Wiens die reichsten Bürger vor sich kommen ließ, unter welchen ein gewisser Dietrich war, der sein Gold nicht zählte, sondern in Scheffeln maß. „Du Bößwicht!" sagte ihm Matthias, „wie kann ich gut Hertze zu dir haben? Du und deines Gleichen hätten mich mit einem so großen Reichthum biß nach Ofen hinab bekriegen können, aber ihr Verräther habt euerm Herrn Geld und Guth vorenthalten."

Indessen, keine Feindschaft mit irgend einem Stande! Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann stehen brüderlich zusammen gegen den äußern Feind, aber gegen den innern, gegen den arg=

listigen, wenn der gegen Ordnung, Gewalt und Besitz ankämpft, wenn er das Vaterland zerreißt und sich nun Meinungs- und Parteiwuth zähnefletschend gegenüberstehen, da braucht der Regent ein Heer, das mit Kraft und Treue streitet, wo immer es befohlen sein mag und mit Freuden blutet ohne zu fragen wofür.

Als Kaiser Karl VI. seiner großen Tochter Maria Theresia die Erbfolge in all seinen Staaten durch die pragmatische Sanction gesichert glaubte, sagte Prinz Eugen: eine Armee von hunderttausend braven Soldaten wäre besser als hunderttausend Tractate. Und die Erfahrung machte dies Wort zur Prophezeihung, Treu' und Glauben wurde der Politik geopfert, kaum hatte der alte Kaiser seine Augen geschlossen, so vergaßen Frankreich, Spanien, Sachsen, Baiern und Preußen ihrer Unterschrift, Karl VII. lüstete nach sämmtlichen Erbstaaten der jungen Königin und Friedrich der Große hatte von seinem Vater das schönste Heer Europas über-

nommen und konnte dem Drängen seines kriegerischen Geistes nicht widerstehen.

Ja, und wir sehnen uns nach Krieg, nicht aus schmutzigem Interesse, wie der Kornwucherer nach Theuerung, wie der Todtengräber nach der Cholera, der Henker nach Gurgeln; wir sehnen uns nach dem Kampfe, weil er uns dem moralischen Tode, der Ruhe, entreißt und unser eigentliches Leben ausmacht; weil er alle schlummernden Kräfte weckt und den militairischen Geist aus Verdumpfung und Verstumpfung rettet; weil er die That gelten, das wahre Verdienst sprechen läßt und als Goldprobe der Männlichkeit unsern innersten Werth tarirt. Im Frieden steht Spiegelfechterei und Augendienerei oben an, da herrschen die Faiseurs, die Antichambre-Tyrannen, der Comfort — und wie die Dinger alle heißen mögen, für die der Deutsche keinen Namen, doch die Sache selbst von Fremdlingen erlernt und ererbt hat. Unser Wahlspruch aber ist: Ehre im Leib, Muth in der Brust und Haß der Ruhe! Wir sehnen uns

nach dem Schlachttag, weil er „des Kriegers Ehrentag" ist; wir fangen den Streit nicht an, aber wir fechten ihn aus und daß wir unser Handwerk lieben und höher schätzen als jedes andre, das kann uns nur ein Philister verdenken.

Es ist eine alte, bekannte Wahrheit, daß ein kurzer, energischer Krieg weniger die Geißel der Staaten ist, als ein langer, mühsam sich schleppender, bewaffneter Friede. Der Krieg ist die Zeit kräftigen Fortschreitens, man sieht es nicht durch den Pulverdampf und hört es nicht beim Donner der Geschütze, wie der Zeitgeist umwirft und aufbaut, aber wenn der Sturm vorüber, steht das Neue fertig vor unsern Blicken da.

Und lobt wie ihr wollt eure bessere Abrichtung der Truppen, eure hochstudirten Offiziere und gemästeten Ringelspiel-Pferde, der Soldat geht doch rückwärts im Frieden, denn der Geist, der den Körper erst beleben soll, athmet aus und verraucht mehr und mehr. In den Zeiten

der letzten Kriege konnten unsere Korporale freilich so wenig lesen als mancher französische Marschall, aber sie wußten zu fechten und waren Männer, jetzt sind sie absolvirte Philosophen und unvergleichliche Geheimschreiber ihrer Herren Hauptleute, aber kaum noch Soldaten. Man werfe dem „deutschen Soldaten" nicht vor ein Anwalt der geistigen Unthätigkeit zu sein, die — wie der Müßiggang aller Laster Anfang — aller moralischen Kräfte Untergang ist, ein arger Widersinn wäre es, zu behaupten, daß unwissende Offiziere vor dem Feinde besser zu brauchen seien, als militairisch gebildete; sagt doch schon Heinrich IV., er fische prächtige Soldaten aus dem Dintenfaß. Aber das Mittel soll niemals Zweck werden und es sei hier wiederholt behauptet: die gelehrte Luft wirkt entnervend auf den Kriegergeist, die Ueberpfropfung mit Kenntnissen hindert den freien Ueberblick und knechtet die Selbstständigkeit des Denkens; die ewige Federfuchserei drückt und knickt den kühnen, freudigen Soldatensinn an der Wurzel und die Pe-

danterie, diese Riesenangel für alle gelehrten Stockfische, fängt endlich den gesunden Menschenverstand ganz und gar ab. Wenn uns einerseits die Geschichte lehrt, daß kein großer Feldherr die Theorie vernachlässigte, so zeigt uns doch die Erfahrung, welch ein Kapital-Confusionsrath so ein überkluger Herr sein kann, der auf der Schulbank Strategie und Hämorrhoiden, militairischen Ueberblick und vollkommene Kurzsichtigkeit sich abgeholt. Kriegskunst ist allerdings eine Art Schachspiel nach gewissen Gesetzen und Regeln, aber das Schlachtfeld ist kein Damen-Bret; die Theorie ist noch verdammt wenig ohne natürlichen Verstand und militairischen Geist und diese beiden Gaben lassen oft den Mangel jener verschmerzen. Die Theorie hat tausend mögliche Fälle berechnet und ist gegen eben so viele Zufälle gepanzert, aber der Zufall ist eine Schlange und windet sich plötzlich durch die Regel und nun steht der Theoretiker — am Berge, wenn er nicht noch etwas hat, das er nur von seiner Frau Mutter

ererbt haben kann, den gesunden Menschenverstand nämlich. Militairischer Geist aber ist Selbstgefühl und Energie, Entschlossenheit und Kriegerehre; er ist jene gemüthliche Treue, die uns die Schicksalsneckereien des Friedens ertragen läßt, jene kühne Zuversicht, die uns im Kriege aufrecht erhält in Noth und Tod; militairischer Geist ist die erste Tugend des Soldaten und steht hoch über alle Theorie.

Vertrete den Frieden und seine Bildung und seine Künste wer da will: der uniformirte Professor, der nichts als seine Augen bewaffnet, wenn er mit dem Röthel auf der Landcharte herumfährt und blutige Schlachtfelder bezeichnet; vertrete ihn der Büreaukrat, der Geldaristokrat, jede Philister- und Häringsseele, der Lehr- und Nährstand, die menschenfreundlichen Thränenkrüge und christlichen Nasenbluter und alle alten und jungen Weiber, denen die Mutter- und Brautherzen an den Fahnen hängen geblieben; der wahre Soldat lobt sich den Krieg, er reißt den Janustempel auf, denn er ist im Zeichen

des Schützen geboren und der Mars regiert sein Leben. Wie Karl XII. sechs Jahre lang seine Reiterstiefel nicht von den Füßen brachte, so möchte er unter den Waffen leben und sterben und er beneidet die Zeit, in welcher der türkische Kaiser sogar die christlichen Mächte aufforderte, endlich doch Frieden zu schließen.

Wie auch der Krieg den Krieg ernährte unter dem finstern, geheimnißvollen Wallenstein („die Liebe der Soldaten, die Geißel der Fürsten und der Fluch der Länder"), mitten unter den wilden, unmenschlichen Scenen, die uns Simplicissimus und Philander von Sittewald in Geschichten und Gesichten getreuer schildern als die stets parteiischen Historiker jener Zeit, wird man vom heißesten Wunsch erfaßt damals gelebt zu haben, da ein tapferer Degen, ein heller Kopf alles war und ein Bernhard von Weimar sich ein Land erkämpfen konnte. Schöne Epochen mögen es auch gewesen sein, als Karl von Lothringen die blutigen Schlachten bei Gran und Mohatsch schlug; als Prinz Eugen, der

edle Ritter, im Frieden mild, im Krieg ein Schild, seinen hohen Ruhm in Ost und West zu des Kaisers Ehre erschallen ließ; als der kluge Held Loudon, der Mann des Tages von Kunersdorf, der verwegene Stürmer von Schweidnitz, der „das Schlachtfeld nur als Sieger oder wie ein Sieger räumte", die Hand nach des großen Königs Lorbeer auszustrecken wagte; aber die höchste Glorie unseres Standes war doch der letzte dreiundzwanzigjährige Kampf, in welchem selbst das Unglück nur erneuerten Heldenmuth, das Elend doppelte Begeisterung gebar, in welchem der Genius der Führer sich mit dem Geiste der Kämpfer vermählte, in welchem dem gewaltigen Kriegsmeister gegenüber „Oestreichs Zierde" stand, der Sieger von Aspern, bei dessen Namen noch jetzt den alten Kriegern das Herz lacht und den jüngern lebhafter pocht. Das waren Heroen-Epochen, von dem frommen Ferdinand angefangen, der die Mutter Gottes zur Generalissima seiner Heere erhob, bis zum letzten Generalissimus, dem hochherzigen Schwar-

zenberg! Das war ein Leben von Poesie durchwebt; jeder alte Schnurbart hatte sein eigenes Heldengedicht und seinen Antheil Ruhm; das waren Zeiten, in welchen man die Orden nicht am Exercirplatz und im Vorzimmer erhielt, aber doppelt so viele im Gesichte und auf der Brust trug als auf dem Rocke.

Und endlich kam der letzte Akt des Heldenspiels, der Freiheitskrieg, das Ringen auf Tod und Untergang mit dem korsischen Löwen. Nicht nur einzelne Namen glänzten hervor, die Begeisterung wehte mit jugendlichem Athem durch die Hunderttausende. Niemals vielleicht standen Kriegerehre, Unterthanentreue und Vaterlandsliebe inniger verbunden als in jener großen Zeit der Schlachten von Lützen, Dresden und Leipzig. Herrliche Ideen leuchteten voran, der Krieg ward um des Friedens willen geführt und der langjährige Schimpf, all die Gräuel widerrechtlicher Einfälle von Ludwig XIV. bis zu Napoleon wurden nur im heißen, erbitterten, doch ehrlichen Kampfe vergolten, im feindlichen

Lande aber durch Menschlichkeit und Edelmuth gerächt.

Jetzt ist das lang vorüber; die Kanonen von Waterloo, als sie der französischen Tyrannei ins Grab donnerten, spielten zugleich den Schwanengesang für des Kriegers Ruhm. Dem Alter bleiben seine Erinnerungen, der Jugend ist nur vergönnt, die Vergangenheit zu bewundern und zu beneiden; aber schweigen muß sie, wenn Jenes spricht. Wie einst Napoleon seinen Offizieren den Befehl gab vor jedem Invaliden zuerst das Haupt zu entblößen, so sollten wir es freiwillig thun, die letzten Träger unseres Palladiums zu ehren.

Ihr seid glücklicher als wir, benarbte Veteranen des größten Zeitalters, das die Weltgeschichte kennt! Der Himmel schenke euch für euren Spätherbst noch sonnenhelle, warme Tage und ein sorgenloses Leben, das nie arm sein kann, weil es reich an Thaten war, das mit dem Andenken der glänzendsten Siegesepoche niemals einsam sein wird, bis das große Appell

von oben euch zu allen Kriegs- und Ruhms-Gefährten der Vergangenheit versammelt.

Aber je siecher und matter die Jetztzeit für uns Ruhmenterbte ist, desto mehr militairischer Geist, desto mehr Enthusiasmus für unsern Stand gehört dazu uns über sie zu trösten. So laßt uns trachten die Beiden wach zu erhalten und zu erheben, damit wir nicht untergehen in der Pedanterie des Tages, aber schlagfertig und sieggewärtig da stehen mögen, wenn die ersehnte Stunde schlägt, in der es gilt.

Der Friede.

Da gibt es Lorbeer nicht zu pflücken,
Wo der Kanonendonner ruht,
Pedanterie und Launen drücken
Darnieder den Soldatenmuth.
Garnisonslied.

Der Ruhm pflanzt einen Namen länger und glänzender fort, als es unsere Majoratsherrchen vermögen; er ist ein durch alle Länder und Zeiten forttönendes Wunder- und Zauberhorn, das in alle Welt erschallende Echo der Kriegerehre, die ewig lebende Erinnerung an den großen Menschen, dessen Gebeine vielleicht schon vor Jahrtausenden bleichten und verwitterten. Ruhmbegierde ist jener begeisternde Blitz, der beim Lesen des Plutarch in das Herz des Knaben fährt, jener ungestüme Drang nach Kampf und Gefahr in der Brust des Jünglings, jener heiße, quälende Durst nach That und Wirken in der

Seele des Mannes. Moritz von Oranien konnte nicht einschlafen bei dem Gedanken an seines Vaters Ruhm und Alexander Farnese vergoß Thränen, als ihm seiner Jugend wegen nicht erlaubt wurde der Schlacht bei St. Quintin beizuwohnen.

Nach Ehre und Würden kann Jeder streben, der Ruhm hingegen ist das Eigenthumsrecht des Soldaten; Berühmtheit ist die Palme des Friedens, sie schmückt auch den Staatsmann, den Künstler, den Arzt und Schriftsteller; der Ruhm aber ist der Lorbeer des Krieges, er kränzt nur ein Heldenhaupt.

Und damit ist unser Urtheil gesprochen und unser Loos geworfen; wir leben im Frieden, der Ruhm bleibt uns eine unbekannte Größe. Deshalb schlafen wir ruhig auf unsern Bärenhäuten und weinen keine ehrgeizigen Thränen, und haben wir fünfundzwanzig Jahre abwechselnd geraucht und exercirt und können, oder wollen, oder dürfen wir nicht mehr dienen, so empfangen wir den „blauen Bogen", dies un-

vermeidliche Consilium abeundi, als Stoiker und verzehren die Pension, wo Wein und Tabak wohlfeil sind.

An materieller Ausbildung mögen die Armeen während der langen Friedensmastung zugenommen haben, vielleicht auch an intellectuellen Kräften (wenn man die gewisse Falschfütterung, die überall — außer auf dem Schlachtfelde — ihre Nothwendigkeit erweist, so nennen kann), allein, wie wir bereits erwähnt, verkürzt wurden sie an der Erbschaft der moralischen Eigenschaften früherer Heere. Jener schöne Ehrgeiz, jene edle Ruhmbegierde, jener glühende Enthusiasmus für unsern Stand, mit einem Worte: all Dasjenige, was in kräftig bewegten Zeiten das Schwert über Pflug und Feder, über Elle, Spule und Zirkel setzte, dies ganze reiche, herrliche Kriegerleben und Streben ist verdrängt vom Werkeltagstreiben des Garnisons- und Hausdienstes, eingezwängt in die klägliche Wichtigkeit pedantischer Formen, und das hat Niemand auf dem Gewissen als der Friede.

Wer seiner Bestimmung nach in ein unnatürliches Verhältniß tritt (und unnatürlich ist der Friede für den Soldaten), der wird leicht ein nirgend festes Zwitterding. Uns gebührt kein Casernen-Kerker, sondern die Freiheit in Gottes weiter Natur, keine Verweichlichung an Tisch und Bett, sondern der Lager-Kessel und das Wachfeuer, keine Schulbank und Feder, aber die Praxis mit dem Säbel in der Faust. Nacht und Tag draußen zu liegen, an der Beresina in Schnee und Sturm, in den Sandwüsten Aegyptens im Sonnenbrand; Noth und Entbehrung, Hunger und Kummer zu tragen, Gefahren zu suchen und ihnen zu trotzen, das ist unser Element! Energisch, unternehmend, exaltirt sein und — alles persönliche Interesse, alle innigeren Bande des Herzens vergessend — dem Tode in jeder Stunde zu Willen stehen, das gehört sich für den Soldaten. Aber das sind Worte, die der Friede auf unsern Lippen ersterben ließ;

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.“

Krieg ist begeisternde Arbeit, Friede erschlaffende Ruhe, daher leben wir, trotz des Eckenstehens der täglichen Wachtparaden, im Vergleiche mit ehemaliger kriegerischer Thätigkeit in der ausgesprochensten Faullenzerei. Aber betrachten wir diesen Müßiggang voll wichtiger Geschäftigkeit genauer und gestehen wir uns ein, daß allerdings nicht wenig militairischer Geist dazu gehört, um alle Plackereien des kleinen Dienstes mit Freudigkeit zu ertragen, die urewiglichen Einerlei-Pflichten der Abrichtung und Waffenübung mit Lust und Liebe zu erfüllen und diesem glänzenden Lärmen um Nichts, diesen alltäglichen Heldenthaten von der Wecktrommel bis zum Zapfenstreich noch Interesse abzugewinnen.

Einerseits wird das Reglement zur Summe unserer Kenntnisse und wird so Vielen Alles, weil es Alles enthält, was der Soldat wissen muß, obgleich es nur den Keim in sich trägt von Dem, was er theils am besten im Kriege lernt, theils nirgends anders erlernen kann; des-

halb wird andererseits so eifrig und geschäftig studirt und exercirt und von jedem Fuhrwesenknecht dem Generalquartiermeisterstab ins Handwerk gepfuscht. Im Winter beziehen die Truppenkörper ihre Universitäten, auf welchen schon der Rekrut über die gelehrte Folterbank gereckt und mit Brennnesseln von Definitionen gegeißelt wird; da muß der Korporal Aufgaben über Stellung, Bewegung und Gefecht seiner Bereitschaft lösen und der Offizier Novellen aus dem kleinen Kriege mit saubern Bilderchen und Croquis liefern, und sie treffen es endlich so gut als Decker, Schels und Jomini, von denen sie eben ihre Meisterwerke Wort für Wort abschreiben. So geht der friedliche Winterfeldzug vorüber und nun wird die Sache ernster angegriffen, nun tanzt die Infanterie ihre Solos und Pas de deux des Bajonnetfechtens und die Cavallerie die Quadrillen und Caroussels ihrer Kunstreiterei; dann wird sogar marschirt und defilirt und geschwenkt und geplenkelt, aber immer dabei Tornister und Bandouliere und Backen-

bart gemessen, denn der Zollstab ist der Feldherrnstab des Friedens. Zuletzt geht es an die Feldmanoeuvres und die Rollen sind vertheilt: Kanonen donnern von der Höhe, Jäger liegen am Bauche, Massen sind Igel mit tausend Spitzen und die Reiterei rasselt vorüber als fliegender Drache. Da wird gestürmt und attaquirt und kein Pardon gegeben, und selbst Kraut, Kartoffeln und Rüben, diese unübersetzbaren Hindernisse des allgemeinen Thurmrennens, wer-werden in der Hitze des Kampfs genommen und eingesteckt. Ungeschminkte Worte schlagen wie Bomben in die Reihen, denn geschmeichelt wird auf der friedlichen Wahlstatt viel weniger als auf der blutigen, und Mancher, der in wirklicher Schlacht ein Held zu nennen wäre, wird hier ganz anders getauft. Genug, es handelt sich um ein Bild des Krieges und wer seine Gruppen am zierlichsten stellt, für den regnet es mündliches und schriftliches Lob, diese Orden, Sterne und Kreuze des Friedens.

Unter Ludwig dem XIV. wurde der Spaß

noch weiter getrieben, da stürmte man am Marsfelde Redouten und Blockhäuser, auf beiden Seiten stürzten die früher bestimmten Grenadiere für todt hin und Minen flogen auf, zum Entsetzen aller anwesenden Damen, mit Köpfen, Füßen, Armen und Leibern — von Pappendeckel.

Das war nun freilich die erbärmlichste Hanswursterei und dem falschen, liederlichen Komödianten- und Maitressen-Zeitalter, in dem der Beicht- und Leibstuhl des Herrschers eine so wichtige Rolle spielte und das die Lobhudler von Versailles das große hießen, vollkommen angemessen, aber auch über unsere Gedächtniß- und Generalproben eines Helden- und Spektakelstücks, dessen wirkliche Aufführung sich mehr und mehr verzieht, mögen wir die Köpfe schütteln, nicht etwa als ob wir die Nothwendigkeit dieser ganzen Stufenleiter der Kriegsübung nicht begriffen, sondern weil uns unmerklich das A b c unsers Wissens, der Grund und die Regel für die Praxis, mit einem Worte die Soldatenspie-

lerei zu Zweck und Ziel geworden und weil wir (statt dem Schlendrian — in Ermangelung eines andern Feindes — den Krieg zu erklären) all unser Thun und Lassen nur auf den Paradeplatz, nur auf das Bild, auf den gaffenden Janhagel und auf jene gewisse Augendienerei beziehen, die vom Korporal aufwärts durch alle Grade und wol über den Obersten hinausläuft.

Und welch ein Erfolg für den militairischen Geist ist da denkbar, wo Mühe und Arbeit, Fleiß und Schweiß einer halbhundertjährigen Dienstzeit einzig und allein auf die oft so launenhafte Zufriedenheit des unmittelbaren Vorgesetzten verwendet werden muß? Daß jeder seiner Winke Befehl ist, in Gottes Namen! Daß wir dem Despoten aber die Worte wie Orakelsprüche vom Munde wegschnappen, daß wir voll Eifer und Geschäftigkeit tanzen, noch ehe er pfeift und in pflichtschuldigster Unterthänigkeit um so ängstlicher nach Art und Sinn dieser Orakelsprüche spioniren, je schwerer er zu

befriedigen und je derber er in seinen Belehrungen ist, darin schon liegt die Auflösung des Räthsels: wie uns Häftchen und Schnalle zur höchsten Wichtigkeit werden können und vom Tornisterpacken und Mantelrollen Glück und Heil, Ruhm und Ehre einer Armee abhängt; deshalb

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Es liegt am Tage, daß im Kriege der Offizier nach einem ganz andern Maßstabe beurtheilt werden muß als in Friedenszeit; dort entscheidet vorerst Muth und Umsicht und wenn dem Klugtapfern auch der Vorrang gebührt, so füllt der blos Verwegene nichtsdestoweniger seinen Platz aus und hat Anspruch auf die Achtung seiner Kameraden und die Anerkennung von oben; im Frieden hingegen werden derlei Eigenschaften ganz und gar nicht berücksichtigt. Da heißt die Kamaschenknöpflerei Fleiß, die Abrichtungs-Künstelei Talent, eine gewisse Todschlächtigkeit, die vor jedem jugendlichen Ueber-

sprudeln zurückschreckt, Moralität, und wer sich am willenlosesten, am indolentesten, „wie des Färbers Gaul", im Ring herumdreht, das ist unser Mann.

Und diese moralische Trägheit erstickt jeden Funken militairischen Geistes.

Talent und Brauchbarkeit eines Soldaten für den Krieg ist im Frieden nicht nur schwer zu beurtheilen, sondern wird auch nicht selten verkannt. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges befand sich der schüchterne Loudon („bescheiden wie das Verdienst") als Major unter den Liccanern und wurde vom commandirenden Generale in Croatien, dem Grafen Petazzi, als geist- und talentlos und gänzlich unfähig zum Kriegsdienste dem K. Hofkriegsrathe angezeigt. Nur mit Mühe und auf besondere Verwendung des Fürsten-Staatskanzlers von Kaunitz, schickte man ihn endlich zu Browne nach Böhmen; drei Jahre darauf war sein Name durch Europa erschollen, trug er das Großkreuz des Theresienordens und war Feldzeugmeister.

Krieg ist Praxis, Frieden ist Theorie, aber auf welche Art wird diese Theorie erworben, wie wird sie begriffen und geschätzt?

Der mittelmäßige Kopf und gewöhnliche Offizier, seines Diensteifers wegen vorzugsweise „der gute" genannt, findet in der Erlernung des Reglements bald seine ganze Beruhigung; er sitzt darüber Tag und Nacht und jemehr er es aufwühlt in Grund und Boden, desto unentbehrlicher wird es ihm und desto lieber gewinnt er es. Das heilige Reglement ist fortan seine Bibel und sein Conversations-Lexikon, er spinnt sich immer tiefer ein, er gebraucht es als Scheuleder gegen jedes unerwartete Dienstereigniß, als Harnisch gegen Hieb und Stich von oben und als Zwangsjacke und Stachel nach unten. Und so wird er endlich ein ordentliches Genie der Kleinigkeitskrämerei, und weil er das militairische Buch der Bücher auswendig kann, wie einstens Johann Scaliger den Homer und Pascal die heilige Schrift, so hat er die Pagina bei jedem Worte im Munde, so ist er für

alle dienstlichen Zweifel ein delphischer Dreifuß, so grassirt er mit seiner Schulfuchserei wie eine ansteckende Krankheit und wirbt immer mehr Pedanten, je höher er sich hinaufschwingt. Alles hat er während seiner dreißig Musterungen erfahren und erlebt, was einem Soldaten begegnen kann, nur keine Schlacht, da ließe ihn sein Schirm und Hort im Pfeffer, denn wo das Reglement, sein eigentliches Element, nicht hinreicht, schnappt er wie ein Fisch am Trocknen.

Das Wort ist wenig und bleibt stumm, wenn der Geist, der es beseelen soll, nicht spricht und verstanden wird. „In ihrem wahren Geiste sollen die Elementarvorschriften gelesen und durchdacht werden", so will es das Reglement, und diesem Geiste ist kein Stillstand, sondern immerwährende Verjüngung bedingt. Starre, feststehende Norm kann das Reglement nur auf gewisse Zeiten und in technischen und taktischen Verhältnissen sein und da muß dem Worte allerdings seine Wichtigkeit bis auf höhere Wei-

sung bleiben. Aber der Buchstabe ist so leicht zu befolgen; in jeder Lage des Lebens blättert man in dem Katechismus, und ohne zu denken, ohne selbstständig handeln zu müssen, braucht man nur der Nase nach zu gehen, um einer auszuweichen. Im Kriege ist das freilich anders, da heißt es seine besten Augen aufmachen und die höchsteignen Ohren spitzen und der Soldatengeist erwacht; im Frieden aber bringen es endlich Gewohnheit und Dienst schon mit sich, daß Jeder — mehr oder weniger — so ein Kreuzerkomödiant wird und man sich vor dem verdammten Haarzopf nicht genug wehren kann. Den furchtbarsten Fluch der Pedanterie verhängt übrigens die Aengstlichkeit eines Vorgesetzten über uns; da jagt ein Befehl den andern und es ist ein ordentliches Wettrennen von Verhaltungen und Aus- und Abstellungen, da wird bestimmt und widerrufen und erinnert und bezogen und erläutert und ergänzt; die Protokolle häufen sich, das Archiv, die Regimentsliteratur wächst an, wird eine Wissenschaft für sich, eine

eigene Scholastik, ein militairischer Pandektenwust, an dem wir Alle, wie an einer Leimspindel, hängen.

Und ist solch eine Geisteskrauserei, solch eine moralische Verprüglung, solch ein erbärmliches Paradefieber im Stande, dem militairischen Geiste Aufschwung zu geben?

Aber gehen wir über zum talentvollern Offizier, zum fähigern Kopf, von einer gewissen Partei der „Federfuchser" genannt, ein Beiname, den Franz von Sickingen erfunden und in Umlauf gebracht haben soll. Der „deutsche Soldat" hat es bereits ausgesprochen, wie geringen Werth für unsern Stand ein Wissen haben kann, das auf Kosten nöthigerer Kriegereigenschaften erworben wurde, aber er enthält sich kaum eines lauten Spottes, wenn er sieht, mit welcher naiven Einfältigkeit manchmal ein junger Offizier (selbst von Vorgesetzten) beurtheilt wird, der seinen lebhaften, wißbegierigen Geist ernsthaft zu beschäftigen trachtet. Ist er nun in der Subordinations-Leibeigenschaft eines sol-

chen Menschen, der seinen Verstand sogar in der Monturs-Commission gefaßt zu haben scheint, so muß er ordentlich heimlich studiren, bei verschlossenen Thüren arbeiten, wie ein Falschmünzer und in der Nacht seiner Muse dienen, wie die verfolgten Christen dem Heilande. Man sollte freilich glauben, daß man es einem Offizier nicht übel nehmen kann, der nicht blos Tabak raucht, sondern auch dabei etwas Gescheidtes liest.

Aber wenn er sich nun jahrelang in den Gebieten militairischen Wissens herumgetrieben und manche Freude seiner Jugend dem Studium geopfert hat, sieht er sich weiter und weiter von seinem Ziele entfernt. Der Augenblick, in dem sein mühevoll gestreuter Same aufgehen könnte, erscheint nicht, er hört nur täglich von den ältern Kameraden, daß die ganze „Bücherbüfflerei" vor dem Feinde keinen Laib Commißbrot werth sei und er wird endlich inne, wenn er sich mit seinen Gefährten vergleicht, daß er im Frieden nicht nur kein höheres Verdienst haben

kann als sie, sondern daß er ihnen vielleicht sogar nachsteht in der Fertigkeit des innern Dienstes und in der Geschwindigkeit des pedantischen Radschlagens und daß deshalb seine Conduite-Beschreibung einiger zweideutiger Noten nicht ermangelt. Da fällt ihm der Muth und es bemächtigt sich seiner jene Unzufriedenheit, jener Mismuth, der unser bestes Lebensmark verzehrt und uns die alltäglichen Handwerkpflichten unserer Zunft so langweilig, verdrossen und ungeduldig widerwillig schleppen läßt, bis uns der Pensionsbogen aus dem Fegfeuer errettet.

Von den geistig und leiblich Indolenten, die auf Urlaub dienen und in der Garnison so gut wie auf Urlaub sind, wie von jenen prächtigen Zierpuppen, die keinen andern Werth als ihre Schönheit haben und zu nichts weiter taugen, als von Zeit zu Zeit als Prachtexemplare vorgewiesen zu werden, mit einem Worte, von den Drohnen und Schmetterlingen unsers Standes, will der „deutsche Soldat" gar nicht sprechen.

Und so dorren und sinken schwache und kräf-

tige Naturen ein, weil uns der Geist des Kriegerstandes verloren gegangen ist, weil wir den schönen Enthusiasmus nicht mehr begreifen, weil wir dies Zauberwort vergessen haben, das alle erstarrten Kräfte weckt, das plötzlich ein echtes Kriegerleben und Weben in uns gießt, das unsere Pflichten im hellsten Glanze nennt, das einerseits ein pedantisches Krystallisiren verhütet und uns andererseits geduldiger eine bessere Zeit erwarten läßt.

Enthusiasmus im Krieg und Frieden.

Und hängt kein Kreuz an deinem Rock,
Dich adelt auch der Krüppelstock.
Landwehrmannslied.

Unter Soldaten-Enthusiasmus versteht man weder den Fahnen-Jubel liederlicher und der Schule desertirter Studenten, noch das weinerliche Rekrutengejauchze beim Abschied von Dorf und Dirne, noch das Gebrüll all der Bierhelden, die Sonntags im Wirthshause über dem Chorus: „Es lebe hoch der Kriegerstand!" den Zapfenstreich verhören; Soldaten-Enthusiasmus ist vielmehr die innerste Ueberzeugung, daß nicht Uniform und Trommel den Krieger machen, sondern das Gefühl seiner Würde und seiner unangetasteten Ehre; nicht der sinnlose Standeshochmuth und das Blindfeuern am Exercirplatze, aber der beseligende Stolz im Gedenken

seiner höhern Bestimmung, im Bewußtsein und in der Kenntniß seiner heiligen Pflichten. Und fürwahr, was sind wir ohne dies eine Wort? Puppen im Frieden, Maschinen im Kriege. Ohne den Geist unsers Standes ist der Korporalstock unser Palladium; für sechs Kreuzer werfen Tausende nach dem Commandowort die Köpfe und marschiren und halten, und für sechs Kreuzer hungern und dürsten und entbehren wir und lassen die Kartätschen in unsere Reihen schlagen.

Wir können den Zweck des Soldatenstandes nicht besser und genauer bezeichnen, als es die Reglements, fast überall, mit folgenden Worten thun: „Für das Vaterland und den Monarchen fechten und sterben.“ — Und für mühevollen Kampf und für schmerzvoll einsames Verbluten ist unser Lohn vorerst nur das Bewußtsein unsere Pflicht erfüllt zu haben. Aber das ist eine Idee, und um sie so zu würdigen, daß sie uns für wirkliche Güter entschädigt, daß sie uns das unbeschworene Gelübde der Armuth vergütet,

dazu brauchen wir Enthusiasmus. Ja, wir brauchen diesen edeln und adelnden Gemüthszustand im Leben und im Tode, und im Frieden wie im Kriege. Er soll uns, jüngere Soldaten, die wir dem Vaterlande noch nicht jenen Tribut abtragen konnten, den andere Stände durch Thätigkeit und Eifer, wir nur mit unserm Herzblut bezahlen, er soll uns, Ruhmverwaiste, zur Hoffnung ermuthigen: es müsse noch die Stunde kommen, die unsere ganze Seele mit dem edelsten Ehrgeize erfüllen darf. Und wenn der ersehnte Augenblick auch nie erschiene, wenn wir bestimmt wären ruhmlos zu vergehen, so wird uns der Enthusiasmus doch einst (als Friedens-Veteranen) mit dem ruhigen Bewußtsein aus den Reihen der noch dienenden Kameraden abtreten lassen: das Unsrige treu und redlich gethan zu haben. Und ist endlich die sechzig- oder siebenzigjährige Erden-Capitulation ganz und gar ausgedient, so mögen uns die glücklichern, einer schönern Zukunft entgegensehenden Kameraden immerhin eine letzte Ehre erweisen,

wie sie eigentlich mit vollem Rechte nur Demjenigen gebührt, der dem Tode in der Schlacht ins Angesicht geschaut, denn auch wir haben den Scheidegruß verdient, den sie uns ins Grab nachdonnern.

Wer aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Kriegerstand übertritt, der ringt sich los von allen besonderen Interessen, die sich sonst um ihn bewegten; denn ob er auch seinem Vaterlande dient, ist doch der Regent sein Herr. „Vaterland", sagt ein antiker Redner, „alle Güter und Reize des Lebens begreift es in sich, Vaterland ist Freiheit und Glück und süß ist es, dafür zu sterben." In Rom und Griechenland war Bürger und Krieger eins, auf Vaterland und Freiheit bezogen sich der Heere Tugenden; heutzutage ist der Soldat vor Allem der Sklave seiner Ehre und diese bindet ihn ohne Klausel an seinen Schwur. Durch das Wort des Regenten spricht das Vaterland mit ihm; er hat keine politische Meinung mehr und keinen Willen, er kennt kein anderes Gebot als

das seiner Obern, ihm ist der Dienst das erste und wichtigste Geschäft und — gleich den Trappisten spricht er nur die Worte seiner Disciplin.

Wie auch die Völker einer Monarchie durch Verfassung und Religion, durch Sitte und Sprache einander fremd sein mögen und „im Kriegsvolk mancher seltzamer Mutter Kind zusammenfleußt", Eine Fahne vereint sie zu Einer Masse; Ein Schwur verbindet sie unter Ein Gesetz und all die verschiedenen Nationen sind endlich Soldaten ein und desselben Namens.

Es mag schön sein für theure Güter der Menschheit zu streiten, für unterdrückte Rechte, für die Freiheit, oder für den Glauben; aber dem Soldaten wird der Wille seines Monarchen zur heiligsten Sache, ihn kümmert kaum die Ursache des Kampfes, Recht oder Unrecht unterliegt nicht seiner Entscheidung und er ist zuerst Soldat, dann Landsmann, Sohn oder Bruder. Sein Eid bindet ihn an das gesalbte Haupt des Herrn, für ihn fechtet er, unmittelbar für ihn und die Ehre

seiner Fahne, bei ihr zu fallen ist sein Stolz, deshalb kämpft er überall und gegen jeden Feind für eine große und heilige Idee. So stritt der Marschall von Sachsen im Dienste seines Königs gegen das Interesse seines eigenen Bruders, so kämpften die beiden Braunschweig in der Schlacht bei Sorr hartnäckig um die das Treffen entscheidende Anhöhe, und bei Fontenay schlugen sich Franzosen und Engländer, ohne kleinlichen Nationalhaß, mit gegenseitiger Anerkennung und Verehrung ihrer Tapferkeit, ja mit aller Rittersitte eines mittelalterlichen Turniers, nur für die Ehre ihrer Waffen. Liegt nicht darin der von allem selbstischen Interesse freie, echt militairische Geist? Wer es befohlen, der mag es verantworten, wir stehen fest im Feuer der Geschütze, die Trompete schmettert und wir hauen ein.

Damit also der Soldat nicht bloße Maschine sei und sich tödten lasse wie der Asiate, sind solch hohe Ideen sein höchstes Eigenthum geworden. Er hat nichts, wenn er seinem Stande

nicht ganz und gar, mit Leib und Leben, auf Gut und Blut angehört; er ist nichts, wenn ihn sein stolzes Selbstgefühl nicht über alle andern Stände hebt; es bleibt ihm nichts, wenn er nicht seine Ehre als theuerstes Kleinod hält; seine Existenz wird ihm zur Plage und der Tod auf dem Schlachtfeld zum Unglück, wenn er nicht mit Exaltation dient, seinem Stande mit Enthusiasmus lebt und für des Kriegers höchste Güter mit Begeisterung stirbt.

Gestrenge Sprachfeger, die im „Enthusiasmus" (Anhauch der Gottheit) nichts als die fremde Bezeichnung für Begeisterung sehen, dem „deutschen Soldaten" aber den Ausdruck, der griechischen Abkunft wegen, gerne verzeihen, greifen ihm vielleicht die „Exaltation" als latino-gallomanischen Bastard an und wissen sie nicht anders zu verdeutschen als durch „Ueberspanntheit", oder „unpraktische Schwärmerei". Solcher Herrn Puristen willen sei es dem „deutschen Soldaten" vergönnt, diese Ausdrücke im militairischen Sinne zu bestimmen:

Unter Exaltation versteht der Soldat den über Gefahr und Hinderniß blind hinwegblickenden Thateneifer, unter Begeisterung die unsere ganze Individualität plötzlich entflammende Thatensehnsucht, unter Enthusiasmus die den Moment überdauernde Thatkraft. Exaltation ist jener heiße Gemüthszustand, der den Soldaten fähig macht sich von allem Gemeinen und seines Standes Unwürdigen loszusagen, selbst dem Gewöhnlichen und Alltäglichen ein energisches Aufwärtsstreben zu verleihen und alles Thun und Lassen seiner Pflicht von einem höhern Lichte verklärt zu sehen. Begeisterung ist der plötzliche, unwillkürliche Aufschwung zu den höchsten Ideen des Kriegerthums, die gesteigertste Seelenthätigkeit während eines großen Augenblickes, der dauerlose Siegesjubel des dauerlos freigewordenen Geistes. Enthusiasmus endlich ist die vorzugsweise geistige Auffassung alles und jedes Kriegerwesens, ein hochherziger Rittersinn im Leben, eine unerschütterliche Pflichtfreudigkeit bis in den Tod.

Wir enthusiasmiren uns über Zweck und Bestimmung unseres Standes, wir mögen uns exaltiren selbst im Spiel des Krieges, wenn Kanonen donnern und die türkische Musik erschallt, aber begeistert sind wir im Augenblick des wirklichen Kampfs, bei Sturm und Attaque. Heldenbeispiele enthusiasmiren zur Nachahmung, ein ausbrechender Krieg exaltirt zum Aufwande aller physischen und moralischen Kraft, der Gedanke: in der Schlacht zu fallen begeistert zu Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Wenn Gneisenau vom alten Blücher sagte: „Sein Vorwärts blitzt in seinen Augen und schlägt in die Herzen seiner Soldaten ein", so war er exaltirt; wenn die edeln Magyaren auf dem Reichstag zu Preßburg ihre Säbel zogen und riefen: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!" so waren sie begeistert, und wenn Rüdiger von Stahremberg, während der Belagerung von Wien, durch Genie, Heldenmuth, religiösen und patriotischen Eifer, mit übermenschlicher Anstrengung, den Türken zwei

Monate trotzte, so war er vom herrlichsten Enthusiasmus beseelt.

„Ich scheide fröhlich, da ich weiß, daß der unversöhnlichste Feind meines Glaubens und meines Kaisers mit mir gefallen!“ rief der exaltirte Pappenheim im Sterben, als er den Tod Gustav Adolf's erfuhr. „Mit mir, wer seinen König liebt!“ rief der begeisterte Schwerin, als er vor seinem Heldentod bei Prag die Fahne ergriff und gegen die feindlichen Kanonen stürmte. „Leopold sieht nicht von weitem zu, wenn seine Ritter für ihn sterben“, sagte der enthusiasmirte Habsburger bei Sembach, indem er das östreichische Banner aus der Hand des gefallenen Ulrich von Aarburg nahm.

Exaltation ist jugendkräftige, unwiderstehliche Ueberwältigung des Gewöhnlichen; Begeisterung der schöne Rausch des Genius, der momentan zur Flamme aufprasselnde Funke des Geistes; Enthusiasmus das höhere Ehrgefühl eines gediegenen Charakters, die zu Thaten spornende Zuversicht des Mannes. Exaltation ist die gei-

stige Schutz- und Trutzwaffe der Reiterei; Begeisterung überkommt dem Krieger in der Schlacht: dem Fahnenträger bei dem ihm anvertrauten heiligen Pfand, dem Befehlshaber, wenn er seine Leute zu Sieg oder Tod ermahnt, der Truppe, wenn sie das Bajonnet fällt und im Sturme ruft: „Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht!" Enthusiasmus hingegen gebührt jedem Soldaten, durch alle Grade und Chargen, für alle Zeiten und Gelegenheiten und im Krieg und im Frieden; er ist nur die verlängerte und gemilderte Begeisterung vereint mit der überlegenden und angewandten Exaltation; er ist das eigentlich moralische Element des Soldaten und jener höhere Aether, bis zu welchem er sein Haupt erheben soll.

Und solcher geistigen Poesie gegenüber steht die spießbürgerliche, hausbackene Prosa unsers jetzigen Thun und Treibens und der lange Friede schleppt auch den Fluch nach sich, daß alle schöneren Ideen fast verpönt unter uns sind, daß diejenigen, die dem alltäglichen Schlendrian ent-

springen möchten, als Schwärmer und Rappelköpfe verlacht werden. Das Alter, mit seinen glorreichen Erinnerungen, sieht geringschätzend auf die Jugend herab und diese, mit den paar durchgelaufenen Schulen, dünkelhaft zu ihm auf; aber bei beiden ist die höhere Harmonie unsers Standes im täglich abzuleiernden Frohndienste verklungen. Leider scheint der Enthusiasmus überhaupt aus einer Welt gewichen, die durch Maschine und Dampf regiert wird, in welcher nur Mechanik und Technik einigen Werth gewinnen und man bei neuen Ideen nüchtern fragt: was bringen sie ein? Nüchtern wird die Jugend erzogen, weder Geist noch Gemüth wird ergriffen und der Verstand nur wie ein Gimpel abgerichtet, um sich das Futter heraufzuziehen. Was ein jugendliches Herz bewegen sollte: der Ehrgeiz, die Ruhmbegierde, das Beispiel der Voreltern, die Liebe zum Vaterlande, all das geht ungefühlt an ihm vorüber. Und selbst im Genuß des Lebens kennt das heutige Geschlecht keine Kraft, keine Energie und — wenn man

Jokeys, Postillons und Jäger ausnimmt — keine wilde, brausende Jugend. Die Bessern sind nur wohl= (auch un=) gezogene, glatt= und plattgeschleckte junge Herren, etwas greisenhaft im Denken, ziemlich vorsichtig im Handeln, sehr friedlich, sehr haushälterisch, laster= und leidenschaftlos, die sich — wie es die Frau Mama befohlen — hübsch das Brüstchen einwickeln, wenn ein Luftzug weht, die mit den Hühnern schlafen gehen müssen, um frühmorgens bei der Vergatterung ihren Kaffee trinken zu können, die bei jeder Liebschaft an den Doctor denken und einen ehrlichen Rausch mehr fürchten als das Fieber.

Das sind recht fleißige Hofräthe, unermüdliche Acten=Wiederkäuer, pünktliche Präsidenten, die sich nach dem Gabelfrühstück ins Bureau räuspern und erst zur Essensstunde wieder nach Hause hüsteln; das sind vielleicht prächtige Erblandhofleibschüssel= und Schlüsselträger, gefällige Capitalisten (diese Alchymisten der neuesten Zeit), das sind Nacht= und Zionswächter, Di=

plomaten, Prälaten und Advokaten, aber keine Soldaten. Blut muß der Soldat haben, wenn er es gern verspritzen soll, Kraft muß ihm klopfen in den Adern, Feuer und Energie zucken in jedem Nerven, Gesundheit strotzen im Kopf und Herzen, mit einem Worte: jung muß er sein und bleiben weit über das Grauwerden hinaus und bis zur ersten Kugel, die ihm zur letzten wird.

Hat er dann Leidenschaften, desto besser! Leidenschaften sind moralische Wetter, sie stürmen, sie schlagen ein, sie stürzen um, aber sie fegen, sie reinen, sie räumen auf, sie elektrisiren unsere ganze Natur und machen sie fähig das Höchste zu leisten und am Ende dämmt und beherrscht sie doch ein eherner Wille und die Vernunft bringt Alles wieder ins Geleise der Ordnung.

Der Enthusiasmus für unsern Stand ist dessen eigentlichste Seele, der Geist, der im Feldherrn lebt und webt, „gewaltig reißt er wie Sturmeswehen auch den untersten Reiter mit". Diesen Geist zu wecken, zu beleben, zu bewah-

ren, ist das große Talent der Obern, und welcher gediente Soldat hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß sich selbst Charakter und Temperament der Vorgesetzten auf ihre Untergebenen fortpflanzen. Das Ideal eines Obersten wird stets Derjenige sein, der wirklich der ausgezeichnetste Offizier seines Regiments ist; aber sei er selbst talentlos, tadelnswerth, matt oder pedantisch, der Dienst bringt es mit sich, daß wir ihm dennoch die schuldige Achtung, den unbedingtesten Gehorsam leisten und überall hin folgen müssen, wie ja einst die römischen Soldaten sogar einem Büschel Heu. Deshalb wirkt sein Beispiel so ansteckend auf alle Glieder des Regiments; ein Schreckenssystem gründet er bis zum letzten Corporal, sobald er selbst tyrannisch herrscht; nichts Wichtigeres gibt es für eine Truppe als den Kamaschenknopf, wenn ihr Commandant einer ist, das frischeste Regiment schläft endlich ein, wenn es von einer Schlafmütze befehligt wird; aber ein lebendiger Athem weht durch ein ganzes Heer, sobald der bele-

bende Hauch vom Feldherrn ausgeht. Wer kennt nicht den greisen Marschall über den Alpen? In seiner Nähe darf Niemand feiern, Pedanterie ist ihm ein unbekanntes Wort, Ruhe und Stillstand nennt er Tod, immerwährendes Wirken und Schaffen — Leben und trotz seiner achtzig Jahre blitzt ihm noch Jünglingsfeuer aus den Augen und wirft elektrische Funken in die Herzen der ihm untergebenen Offiziere und Soldaten.

Und wie war es im östreichischen Heere, im Jahre Neun, in der Zeit eines allgemeinen Enthusiasmus? Des geliebten Feldherrn gewaltiger Kriegergeist pflanzte sich fort von Mann zu Mann; siegen oder sterben war der unausgesprochene Schwur jedes Einzelnen; mit klingendem Spiele wie zur Parade, defilirten die Regimenter in die Schlacht und mit Vivatgejauchze in den Tod.

Es wurde in frühern Zeiten mehr dafür gethan, den Kriegergeist im Heere wach zu erhalten und besonders war es Maria Theresia —

der würdige Habsburger — die seine Wichtigkeit erkannte. Als ihre Armee unter dem tapfern Khevenhüller in Baiern stand, schickte sie ihr Portrait mit dem des kleinen Erzherzog Joseph den braven Truppen zum Geschenke. Der Commandirende ließ dasselbe mitten im Lager aufstellen; da schaarten die Soldaten sich in großen Haufen um das wunderschöne Bildniß und warfen die Hüte in die Höhe und küßten ihre entblößten Säbel und erfüllten die Luft mit Freudengeschrei für so eine Engelskönigin sterben zu können.

Die prosaische Gegenwart hält weniger auf dergleichen enthusiasmirende Mittel; wenn sie Geld kosten, fallen sie selbst im äußersten Nothfall durch und zur Kriegszeit wird der Geist ohnedies mit den Feldkesseln und Zelthaken aus den Regimentsmagazinen der Mannschaft hinausgegeben. Ein gewisser General (Gott hab' die Kutscher-Seele selig!), der seine Commißnatur selbst im Vorzimmer, das er durch so viele Jahre als Caligula beherrschte, nicht abschüt-

teln konnte, pflegte zu sagen: „Was Geist! Wenn ein Feldzug auskommt, gibt man der Armee eine Gratislöhnung, so is der Geist da.“ Der Großmogul aller Perückenstöcke, der in seinem ganzen Leben kein anderes Kriegstheater betreten haben mochte als das der Komödie und die Wachfeuer höchstens aus dem Wallensteinischen Lager von Schiller kannte, hat wol niemals die leiseste Ahnung gehabt, daß unser ganzes Dienstreglement auf Erweckung des militairischen Geistes zielt und auf diesen gegründet ist.

Wie feierlich und erhebend ist nicht schon der Musterungs-Schwur (im Wesentlichen fast noch derselbe wie vor dreihundert funfzig Jahren unter Kaiser Maximilian). Dem venetianischen Dogen wurde sein Eid jeden Monat vorgelesen. Dem Soldaten wird er alljährlich wiederholt, aber nicht weil man der Kriegerehre nur für zwölf Monate Glauben schenkt, sondern weil der Kriegergeist von Zeit zu Zeit aufgefrischt sein will; weil wir das Wort nicht ver-

schlafen sollen, sondern uns aufrichten an dessen Sinn; weil man der Truppe ihre hohe Bestimmung niemals genug im hellen Lichte zeigen kann und sich im allgemeinen, einmüthigen Gelöbniß Einer begeistern und entflammen wird am Andern.

Die stolz, frei und freudig flatternde Fahne ist das Symbol der Kriegerehre des ganzen Truppenkörpers; wir sehen auf zu ihr wie zu einem Heiligthume, sie zieht uns voraus in Schlacht und Tod und wer zu ihr schwört, der schwört nur zu seiner eigenen Ehre. Zur Zeit der Landsknechte strafte der Fähnrich nie, aber hatte das Recht Fürbitte für den Soldaten einzulegen, damit dieser Liebe und Verehrung für seine Fahne hätte.

Hans Flemming (in seinem vollkommenen deutschen Soldaten) erklärt die Ceremonie des Schwörens folgendermaßen: „Die ausgestreckte Hand bedeutet Gott selbst, die drei erhobenen Finger nennen die Dreifaltigkeit, die zwei geschlossenen: Seele und Leib des Menschen."

Und Seele und Leib weiht der Soldat seiner Fahne, und Leib und Seele gibt er für sie und seine Kriegerehre und Gott sieht zu.

Und wer seinen Schwur bricht, der höhnt den Gott, auf den er mit den erhobenen Fingern gedeutet, der soll treulos und geschändet stehen im Angesichte all seiner Kameraden, in deren Gegenwart er sich der Ehre verlobt, und deshalb wurde sonst der Meineid mit Abhauung der Finger bestraft.

Und wie oft man auch den heiligen Schwur schon abgelegt haben mag, es muß jedesmal wieder Herz und Gemüth begeistern, die heißeste Sehnsucht nach That und Gefahr hervorrufen, ein freudiges Gefühl der Verbrüderung erwecken, ein Zusammenstehen auf Noth und Tod, eine stolze Zuversicht auf Erfolg und Sieg: wenn man all die ernsten Gestalten sieht, baarhaupt, mit hoch emporgestreckter rechter Hand und man die lauten und festen Stimmen vernimmt: „so wie es braven Kriegsleuten zusteht mit Ehre zu leben und zu sterben.“

Beschämend ist es für unsere Jugend, daß sie im Enthusiasmus weit hinter den Veteranen der Kriegszeit (wir haben auch schon Invaliden des Friedens) zurückbleibt. Bequemlichkeit, Sorglosigkeit und Trägheit lassen diese ausgerauchten, kaltwarmen Speculanten-Seelen noch vor der Arbeit nach Ruhe seufzen und — jedem Ehrgeiz, jedem Anspruche auf höhern Wirkungskreis entsagend, erwarten sie kaum die Hauptmannscharge, um ihre lügenhaften Krankheitsgeschichten zu beginnen. Dann wird endlich der Waffenrock aus- und der Bürgerkittel angezogen und in sechs Wochen zeigt höchstens der vorschriftmäßige Backenbart noch, daß sie jemals etwas Anderes in der Faust geschwungen als den Regenschirm.

Nicht so die Altmeister unsers Handwerks, die Kugeln pfeifen gehört und nun von der Musik nicht mehr lassen können; in ihnen glimmt der Kriegergeist erst mit dem letzten Lebensfunken aus und sie bleiben trotz dem Stelzfuß Soldat, bis der Tod selbst ihnen den Zapfenstreich schlägt.

Wo eine Wache abgelöst wird, wo immer die türkische Trommel schallt oder eine Kanone kracht, da ist der alte Schwedenkopf mit verklärtem Angesicht dabei. Der „deutsche Soldat“ kannte einen achtzigjährigen, langpensionirten Cavallerieobersten, der kein Exerciren der Garnison versäumte und jedesmal in seinem unmodischen Wagen auf das Marsfeld fuhr. Alle Bewegungen, schlecht und recht ausgeführt, fand er unvergleichlich; aber wenn zum Angriff geblasen ward, richtete sich der alte Held auf, die weißen Locken flatterten im Winde, das Auge glühte, und wenn die Trompeten zusammen schmetterten und der Choc losbrach, schwang er den Krückenstock vor sich in die Bedeckung und in das allgemeine Geschrei scholl sein jubelndes Marsch! Marsch!

Auf Enthusiasmus gründet sich das ganze Thun und Lassen unsers Standes und wehe dem Heer, in welchem er von verkrusteten Pedanten übersehen und von erbärmlichen Witzlingen verspottet wird. Der Enthusiasmus soll

uns leiten vom Cadeten-Portépée bis zum Pensionsrock, und wenn die Zeit so matt ist, daß er uns zu nichts Großem zu spornen vermag, so soll er uns wenigstens das kleine nüchterne Tagwerk erheben. Große Gelegenheiten und wichtige Momente erziehen auch die Mittelmäßigkeit zu etwas Ausgezeichnetem, wie so viele französische Marschälle beweisen, die ohne die Revolution gemeine Chasseurs und Seelen geblieben wären; aber aus dem Gewöhnlichen und Alltäglichen das Kleinliche zu verscheuchen und in das Unscheinbare einen gewissen Geist zu bringen, das bezeichnet den höhern Menschen. Der Enthusiasmus für unsern Stand wird uns die einförmigen, ermüdenden Beschäftigungen des Hausdienstes und der einzelnen Abrichtung als etwas Nöthiges schätzen lehren, aber verhüten, daß der Geist darin versieche; er wird uns keine Mühe scheuen lassen, uns zu bilden und uns immer mehr vorzubereiten für den Augenblick, da Vaterland und Monarch unsere besten Kräfte fordern, aber er wird uns bewah-

ren vor dem dumpfen Schachte einer nutzlosen Vielwisserei, vielmehr uns auf der Oberfläche des heitern, werkthätigen Lebens erhalten. Trösten wird er uns, wenn unsere Eigenschaften und Leistungen nicht den gehofften Anwerth finden und wir unerkannt in der Masse verkümmern; ermuthigen wird er uns — ohne Neid das schnellere Fortkommen einzelner Kameraden zu sehen; stärken wird er uns zum getreuen Ausdauern in unserer Pflicht und sollte auch unsere ganze Belohnung für all die Opfer einer langen Dienstzeit, wie bei den Chinesen, eine Pfauenfeder sein.

Kriegerehre.

Der Kriegsmann muß ein Ehrenmann sein.
K. Dienstreglement.

„Der Soldat", sagt Hans Friedrich von Flemming, „muß nicht weibisch aussehen, sondern furchtbar, von schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren, mit einem starken Knebelbart, nicht leicht lachen oder freundlich thun." Bei den Portugiesen besteht sogar ein eigenes Commandowort für das wilde Gesicht, das dem Feinde beim Angriff geschnitten werden soll und es ist daher muchissima fiera (das allerwüthendste Gesicht) so zu sagen das Marsch Marsch der Physiognomien, das Einhauen der Grimmassen. Wer erinnert sich dabei nicht der Schreckfratzen „des Volks der Mitte", mit welchen es die „rothköpfigen Barbaren" in die Flucht treiben wollte?

Ob solche martialische Possen jemals woanders als in der Kinderstube einen Sieg errungen haben, steht zu bezweifeln, aber so viel scheint gewiß — mögen wir auch noch so spatzenschreckerisch und nikolausspukartig aussehen — ohne jenen belebenden Prometheusfunken des Kriegergeistes sind wir nicht viel besser als irgend andere Drathpuppen mit Bratspießen an der Seite; er allein macht die Livrée zum Ehrenkleid, und ohne ihn ist das ganze Getrommel und Säbelschäppern unsers Standes um keinen Groschen mehr werth als das Bühnen-Manoeuvre der zwölf Mädchen in Uniform.

Neben dem Enthusiasmus, dem Geiste alles Kriegerwesens, steht die Ehrliebe als dessen Seele. Das Gefühl einer unbefleckten Ehre, das Bewußtsein, einem Bunde anzugehören, dessen Glieder, wie einst im kräftigen Ritterthume, vor Allem nicht die Ahnung eines Schimpfes auf sich dulden, das läßt den Soldaten stolz den Kopf erheben. Sei er einer Zigeunerhütte entsprungen, habe er aus dem elterlichen Hause

auch kein anderes Vermögen zur Muskete gebracht als geraden Sinn und gerade Glieder, sobald er die Hand auf die Fahne gelegt und seines Fürsten Rock über die Haut gezogen hat, macht nur der militairische Rang den Unterschied, sonst aber steht er gleich mit dem hochgebornen Sprößling seiner Excellenz, faßt dieselbe Gebühr wie das edelgeborne Bürgermeister-Söhnlein und das wohlgeborne Stadtkind, das „die Mützenfabrik, und von der Großmutter den Kramladen und die zwanzig Stückfaß Wein erbt", ja ist er nur überhaupt geboren und „hat er's zum Corporal erst gebracht, so steht er auf der Leiter zur höchsten Macht."

Pizzaro, natürlicher Sohn eines armen Edelmanns, soll Schweine gehütet haben, ehe er Soldat wurde, und endlich Eroberer und Statthalter von Peru; ein Schneidergeselle war der treffliche Derfflinger, ein Postillon der spanische Feldmarschall Beck; Aldringen, Johann von Werth, Ferenberger von Auer, der hessische kleine Jakob, der schwedische Stahlhanns wußten ihre

Herren Papas kaum zu nennen; Donat Heisler und Dünewald waren ebensowol Kinder der Liebe als des Glücks und selbst Tilly und Wallenstein stammten nur von geringem und armem Adel.

Dennoch dienten all die erwähnten Helden kaum über den dreißigjährigen Krieg hinaus und zu einer Zeit, in welcher den Bürgerlichen eine viel weitere Kluft von den höhern Militairstellen trennte, als heutzutage; aber eine große Epoche bringt es mit sich, daß jede gewaltige Kraft Raum und Bahn findet aus der Dunkelheit ans Licht zu treten, und wer waren zu Anfang unsers Jahrhunderts die Marschälle Frankreichs, die auf dem Pferde, gleich Kunstreitern, zugeworfene Kronen und Scepter auffingen und — lange genug damit gaukelten?

Der Soldatenstand ist der einzige, der unter keiner Bedingung Ehrlosigkeit erträgt. Ein Kaufmann mag immerhin die Grenze der Gewinnberechtigkeit bis zum Uebervortheilen ausdehnen; ein Beamter — wie Fallstaff — die Vorsicht

den bessern Theil der Tapferkeit nennen; ein Minister Karten- und Taschenspielen gleich pfiffig verstehen und ein Edelmann Manches geduldig einstecken was der Geber niemals zurückverlangt; die öffentliche Meinung wird sie brandmarken, man deutet vielleicht mit Fingern auf den Betrüger, auf den Feigling, auf den Glücks- und beschimpften Ritter; aber es bleibt doch Jeder was er ist, nicht weniger gespreizt und bekreuzt als früher und behält Firma, Amt, Palast und Wappen. Anders ist es mit dem Offizier, der kleinste Fleck, ja ein schmählicher Verdacht reichen hin um ihm die Degenquaste abzuknüpfen für immer, denn der Soldat und die Jungfrau haben nichts Heiligeres zu verlieren als ihre Ehre und schon der Schein raubt sie.

Wie viel Vorurtheile und erst von späterer Bildung als Laster erklärte Neigungen im Mittelalter und zur Zeit der „frommen Landsknechte" auf unserm Stand gelastet haben mögen und wie verschieden die Begriffe damaliger Finsterniß von denen der Gegenwart waren, das was

man als Ehre ansah, wurde stets als das festeste Band, als das kostbarste Kleinod und innerste Lebensprincip alles Kriegerwesens betrachtet. Wer diese Ehre verletzte, der wurde zu Schelm und Schanden gemacht und ehrlicher Fehde unwürdig, aus der Ritterschaft oder dem Fähnlein gestoßen. Auf einem Düngerhaufen schnallte man dem „Schalk und Lügner“ den goldenen Sporen ab und zerbrach ihm Schwert und Lanze; dann löschte man ihm das Wappen, hieb seinem Hengste den Schwanz ab und ließ sein Schild, an den Schweif einer schlechten Mähre gebunden, durch den Koth ziehen. Diese Schmach (Cassation cum infamia) traf den Ritter, wenn er meineidig oder feldflüchtig geworden, edle Frauen gewaltsam entehrt, Witwen und Waisen beraubt, oder gegen den Feind unehrlich gehandelt hatte. Wer wider Kirche oder Kaiser fehlte, durfte nicht mehr in die Schranken reiten und war ihm Waffentragen und „jedwedes adelige Handwerk“ auf immer versagt.

Nach den „Turniergesetzen zu Schimpf und

Ernst" kam der Articulsbrief, nämlich die Vorschrift für reisiges Zeug und Fußknechte: zu des gnädigsten Herrn und der eigenen Ehre zu leben und zu sterben. Alle ältern Kriegsbücher, von Leonhard Fronsperger und Lazarus Schwendi angefangen bis zu den Reglements der neuesten Zeit, liefern den Beweis, wie die Kriegerehre von jeher die wesentlichste Bedingung des Wehrstandes war und all dessen Einrichtungen und Gesetze durch sie festgestellt wurden. Mit Schande beladen unter den Waffen zu stehen war unmöglich, und traf den Soldaten unversehens und unverdient irgend ein Schimpf (wie denn schon der Verkehr mit einer unehrlichen Person, z. B. dem Steckenknechte, ja das zufällige Todtschlagen eines Hundes, als Eingriff in das verachtete Gewerbe des Vasenmeisters, unehrlich machte) und wollten die Gefährten den übrigens wackern Kriegsmann nicht aus ihren Reihen verlieren, so mußte er wieder ehrlich und zum Weiterdienen fähig gemacht werden. Die Ceremonie dazu war feierlich-drollig genug, wie

Bayerische
Staatsbibliothek
München

denn überhaupt aus dem blutigen Ernste der damaligen „Kriegßrechten, Malefiz und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment, Befelch, Bestallung, Staht und Empter zu Rossz und Fuß" jener gravitätische Humor vorherrschend ist, der sich durch alles Thun und Treiben des gutmüthigen deutschen Michels zieht. Wenn nun das Fähnlein versammelt war, erschien der Unehrliche, seinen Hut im Munde und auf Händen und Füßen rückwärts in den Kreis kriechend. Wer bist du? fragte der Commandant. „Ein Schelm" war die Antwort. Was willst du? „Ehrlich werden, um Gottes willen!" Der Mannschaft konnte unter keiner Bedingung ein entehrter Kamerad aufgedrungen werden, willigte sie aber in dessen Aufnahme, so wurde die Fahne dreimal über ihn geschwungen: im Namen des Fürsten und Herrn, im Namen des Obersten und in dem des ganzen Regiments; darauf warf er seinen Hut hinter sich über das Quarré hinaus und nachdem dieser von einem Kameraden „mit Freuden" aufgesetzt worden,

Bayerische Staatsbibliothek München

war er ehrlich wie zuvor. Diese Ehrlichmachung war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts üblich und war nur das Soldatenweib ausgenommen, „selbst wenn dasselbe schon in Henkershand gewesen und pardonirt worden, denn dessen Ehrlichkeit hat nichts auf sich."

Bis zum achtzehnten Jahrhundert konnte man den Krieg ganz und gar ein Handwerk nennen, das Heer war geworben und hatte seine Pflichten gegen Nahrung und Sold freiwillig auf die Schultern genommen, wie in irgend einer Zunft und Innung. Der ganze Dienst, besonders vor dem dreißigjährigen Kriege, beruhte auf einer Art Vertrag, den der Landesfürst, oder in dessen Namen der Feldhauptmann mit Pikenier, Hakenschützen und Reitersmann auf Kriegs- oder Lebensdauer abschloß, und oft bestimmte dabei ein eigener Vorbehalt, daß wenn ein Theil dem Vertrage nicht mehr nachkommen könne oder wolle, auch der andere nicht gezwungen wäre ihn zu halten. Deshalb der leichtere Verband zwischen Herr und Heer, deshalb

dessen oft wiederholte Drohung die Fahne zu verlassen, wenn der rückständige Sold nicht allsogleich bezahlt würde, und darin auch die Ursache, wie Kriegsgefangene augenblicklich Dienste beim Feinde nehmen konnten. Kassen und Magazine gab es nicht, oft lag es im Vertrage, daß im feindlichen Lande Verpflegung und Bezahlung wegfiel; daher verschaffte sich jeder Einzelne, der „ehrlich soff und schlug", Unterhalt und Sold durch Fraßraub, Plündern und Beutemachen und der Trommelschläger wirbelte den bekannten Streich: Hüt' dich, Bauer, ich komm'! Und so mußten zu jener Zeit die Begriffe und Gesetze über Ehre ganz anders sein als heutzutage, da der Krieg eine Kunst geworden, da Kriegszucht und Menschlichkeit vom Feldherrn und gemeinen Soldaten Rechenschaft fordern, da der Eintritt in unsern Stand weniger einer freieigenen Wahl unterliegt als vielmehr einem leibeigenen Muß und das hohe Aerarium, es mag noch so gekränkt und gedrückt sein, niemals auf immer die Verpflegung schul-

dig bleibt. Damals war weniger der Putzung, der Grobheit und der Prügel, drei Commißgrazien, welche erst in der spätern Haarzopf-Periode ihre liebenswürdige Macht entfalteten; aber es herrschte der gewaltige Profoß mit seinem Hauptmannsrang, es strafte das Spießrecht der Landsknechte, jenes fürchterliche Gassenlaufen zwischen den ausgestreckten Piken an „einem nüchternen Morgen", wobei der Fähndrich das Recht hatte dem Verurtheilten auf halbem Wege entgegen zu kommen und mit seinem Schwerte zu erledigen. Meister Hämmerling im blutrothen Mantel, mit der hohen Feder am Hute, mit dem breiten Schwerte und seinen Instrumenten zur peinlichen Frage, genoß, trotz der Unehrlichkeit seiner Person, einer gewissen scheuen Huldigung und vor dem Galgen nahm jeder Kriegsmann und selbst der Kaiser ehrfurchtvoll den Hut ab, wie vor der Fahne. Damals war der Soldat, sobald ihn der Profoß durch einen Tritt auf die elastischeste Stelle seines Körpers aus den Reihen seiner Gefährten stieß,

ehr=, herrn= und brotlos zugleich; jetzt trüge jeder ausgestoßene Militairpflichtige sein vor dem Haselnußscepter gerettetes Hintertheil frohen Muthes zurück zu den Kirchweihkuchen, Dampfnudeln und Pumpernikeln seiner Heimat.

Und in was besteht nun die Kriegerehre von heutzutage?

Was er aus sich macht, das ist der Soldat und was ihn vor den Augen aller braven, rechtdenkenden Krieger höher stellt, ist ehrenvoll für ihn; denn die Ehre ist ebensowol das stolze Bewußtsein unsrer eignen Würde, die beseligende Ueberzeugung, niemals von der Linie abgewichen zu sein, die uns Billigkeit und Redlichkeit, Moralität und Pflicht vorgezeichnet, als auch das Vertrauen, welches man in uns setzt, in jeder Gelegenheit nur nach Grundsätzen zu handeln, die unserm Charakter und unserm Stande angemessen sind. Ehre ist also einerseits das feste Selbstgefühl, das uns in der Sphäre, in welcher wir wirken, den Platz behaupten läßt, der uns gebührt, andererseits der billige Anspruch,

den wir auf die Anerkennung unsers Werthes und auf die Hochachtung unsrer Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen machen.

„Und nicht auch der billige Anspruch auf Beförderung?" fragt irgend ein Hauptmann von Kapernaum, der eben heute seine Nase besonders tief hängen läßt, weil ihm, trotz seiner langen Dienstzeit (in der Bibel steht sie), abermals ein junger Herr vorgeschoben wurde.

Wenn du zu den Unglücklichen gehörst, die mit dem Panzerhemd auch ein Nessus-Hemd angezogen, das sie entzündet und verzehrt vor Wuth nach Vorwärts, so lege es schnell wieder ab, denn es liegt im Geiste des blinden Gehorsams, daß der Soldat willenlos abhängig ist von oben und daß er keine Rechenschaft von jener heiligen Vehme fordern kann, die am grünen Tische über sein Wohl und Wehe richtet. Der Soldat ist seinem Fortkommen nach ein Sklave (der Offizier wenigstens ein freiwilliger, da er seinen Mantelsack zu jeder Stunde schnüren kann), und wie auch sein Verdienst an-

erkannt werden mag, das Glück, diese Parteilichkeit des Zufalls, hebt ihn doch schneller und höher. Deshalb suche deine Ehre nicht im athemlosen Wettlauf nach Achselbändern, Borten und Stickereien, er lähmt nur deinen Eifer, er nimmt deiner Ausdauer den Muth und deinem Charakter alle Kraft und Energie zur That.

In der Zeit Ludwig's XIV., der die Morgenländer in der Gewaltherrschaft beschämte, stacken die Feldherrnstäbe unter den Reifröcken seiner Maitressen und in den Taschen seiner Minister. Die Montespan erhob ihren Bruder Vivonne, und Louvois den Gemahl seiner Geliebten, den Herrn von Rochefort, zum Marschall und Beide waren am Schlachtfelde erbärmlich. Gönnen wir ihnen den Flitterglanz, ein einziger heißer Tag des tapfern Latour d'Auvergne, der bis zum Tode gemeiner Grenadier blieb, wiegt ihr ganzes ruhmloses Leben auf.

Es wäre eine erbärmliche Katzenbuckelei des „deutschen Soldaten", der seinen Rücken niemals genug zu beugen verstand, wenn er die That-

sache bestreiten wollte, daß gerade Diejenigen, mit dem Degen an der Seite, die höchsten Stellen erstürmen, die ihn niemals ziehen, d. h. daß man schneller im Hoflager als im Feldlager vorwärts kommt; daß man am meisten Ehre erwirbt, wenn man oft die Ehre hat auf die Gesundheit Sr. Excellenz zu trinken und daß man niemals reichlicher belohnt wird, als wenn man ganz und gar nichts thut und friedlich Tabak dazu raucht.

Wir andern Parias, die wir uns im Staub des Exercirplatzes matt und heiser schreien und uns, nach vierzig sauer verschwitzten Jahren, durch die Ruhmsucht nur die Lungensucht aufarbeiteten, „wir haben von all dem Glanz und Schimmer nichts als die Mühe und die Schmerzen, aber doch auch — für was wir uns halten in unserm Herzen.“

Georg von Frundsberg, seines kühnen Alpenüberganges wegen der neue Hannibal genannt, der getreue Diener zweier kriegerischer Kaiser, der fromme, ritterliche Held so vieler gewonne-

ner Schlachten, der zwölftausend Deutsche durch Verpfändung seiner Güter geworben und dessen Wahlspruch war: „Viel Feind', viel Ehr'", kam endlich doch verarmt, zu Tode erkrankt und gekränkt nach Schloß Mindelheim und stimmte den wehen, tiefschwermüthigen Sang an:

Kein Dank noch Lohn
Davon ich bring',
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar
Vergessen; zwar
Groß Noth und G'fahr
Ich bestanden han,
Was Freude soll ich haben dran?

Aber wenn der alte Vater der Landsknechte seiner Thaten sich erinnerte, wenn er seiner ersten Sporen dachte im bairischen Erbfolgestreit, seines Heldenkampfs gegen Venedig, seiner blutigen Fehden in Schwaben, der glorreichen Tage von Bicocca und Pavia, der genuesischen Trophäen, seiner klugen Menschlichkeit im Bauern-Aufstande, wenn er an die

Schweiz, an Italien und die Niederlande dachte, wo überall sein Ruhm erklungen, er hätte solch ehrenhaftes Gedenken gewiß nicht für Millionen und eine durch Kratzfüße errungene Gnade gegeben.

Und so habe auch du Geduld, vergessener Hauptmann von Kapernaum! Kann doch selbst unser Herrgott nicht Jedem recht thun. Tröste dich mit Georg von Frundsberg, dem neuen Hannibal, dem das Gift der Kränkung das Herz abfraß, wie einst dem karthagischen der selbstgewählte Schierlingtrank; tröste dich mit Christoph Columbus, der seinem Monarchen einen Welttheil schenkte und doch kein anderes Andenken mit ins Grab nehmen konnte als die Ketten, in die ihn Neid und Undank geschlagen; tröste dich mit Aristoteles, der die Ehre den einzigen Lohn der Tugend nennt, oder mit Thomas von Kempen, der das Nichtswerden und Nichtssein im Leben als die höchste Gottesgnade preist; oder tröste dich endlich mit Hiob — wenn dir das gewisse Commiß-Sprich-

wort besser gefällt, nur vergiß nicht, daß sich der Mann von Ehre finden läßt, aber sich niemals vordrängt und daß nur Diejenigen kriechen und betteln, die vielleicht hochmüthig zu dir herabsehen, aber dennoch das Auge niederschlagen, wenn du fest zu ihnen aufsiehst.

Als unsere Eisenhandthierung noch im bessern Schwunge ging, hatte gleichwol manch wackerer Degen kargen Verdienst von seinen Verdiensten, manch ehmaliger Geselle mag ihm plötzlich als Meister entgegengetreten sein und er konnte bitter lächeln, wenn er die gold- und ordenbedeckte Brust eines unschuldig Gekreuzigten mit seiner verglich, an der nur Narben saßen; und dennoch focht und schlug und stürmte er das nächste Mal nicht mit weniger Muth und Freudigkeit. Was war es denn, das ihn tröstete, das ihn die Zurücksetzung vergessen ließ? Sein Selbstgefühl, das beruhigende Bewußtsein seines Werthes, die Sicherheit seiner überaus theuern, unantastbar heiligen Ehre.

Beim Himmel! gekränkter Hauptmann von

Kapernaum und Major in Partibus, und solltest du so lange in deiner Charge bleiben als Etienne, der tapfere Tambour von Arcole, dem die Ehrentrommelschlägel Napoleon's auf den Sarg gelegt wurden, werde nicht muthlos, Freund! Manches Verdienst geht unerkannt verloren und Glück und Unglück gehören zu unserm Stand und zu dessen poetischen Seiten. Es war einmal eine französische Marketenderin, die hatte zwischen zwei verliebten Sergeanten zu wählen, heirathete aber einen dritten, der ihr am besten gefiel. Das Weib wußte damals nicht, daß es einen Herzog und einen König verschmäht hatte; ihr Ehgemahl blieb Sergeant bis zum Tode, aber jene Beiden waren Augereau und Bernadotte.

Du vermagst nicht zu bestimmen, was du von heute in fünf oder sechs Jahren bist, vielleicht noch Hauptmann, vielleicht schon an der Spitze eines Regiments, Gott verhüte, begraben, d. h. pensionirt oder verheirathet. Glück ist die leichtsinnige nichtsnützige, Schöne des Sol-

daten, heute mein, morgen dein; wenn es dir lächelt, fasse es kühn; dreht es dir den Rücken, so sei auch du zu stolz ihm nachzulaufen, aber alle ehrgeizigen Wünsche ertränke dann in dem Bewußtsein: dein ganzes Leben als Ehrenmann hingebracht, deine Pflicht gethan zu haben und eines glänzendern Schicksals würdig gewesen zu sein. Behalte dies beseligende Gefühl als immerwährenden Talisman gegen jede Zurücksetzung dieser Art; du kannst in unserm Stande — ohne den Kriegergeist zu gefährden — nicht andern Lohn der Treue, des Eifers, des Verdienstes erzwingen als deine eigene Anerkennung. Vergiß niemals, was der Staat durch deinen Schwur berechtigt ist von dir zu fordern, nicht nur dein Leben, sondern auch Standhaftigkeit und Ausdauer in allen Verhältnissen deines Lebens. Neid, Eifersucht, Rangwuth fallen weg im Gemüthe des echten Kriegers, zum Besten des Ganzen nimmt er die vermeintliche Kränkung hin; gleichgültig wird er gegen gescheiterte Hoffnungen, gegen Geldvortheile und den

Flitterglanz einer schnellen Beförderung, denn nicht für Lohn dient er ja, nicht für äußere Ehre, sondern für jene, die ihn eben solch niederer Rücksichten überhebt.

Und so lang uns die Ehre bleibt, verläßt uns auch Muth und Hoffnung nicht; das Kriegsglück ist rund, war der heutige Tag wider uns, wir siegen vielleicht morgen. „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" schrieb Franz I. von Unglück gebeugt, vom eignen Bewußtsein aufgerichtet, aus der Gefangenschaft zu Pavia an seine Mutter. Bekannt ist der mit Bleistift geschriebene Zettel, den König Friedrich nach der Schlacht von Kunersdorf seinem Minister Finkenstein schickte; er glaubte den Sturz des Vaterlandes nahe, seine Ehre gebot ihm denselben nicht zu überleben und diesen Heldenentschluß lohnten die Siege von Liegnitz und Torgau.

Das Ehrgefühl beruht auf der Kraft unsers Charakters, und Charakter ist jene feste Willenskraft, die den ganzen innern Menschen

zusammenhält; er ist die eherne Hülle des weichen Herzens, der Kompaß der Vernunft, das Band des Fühlens und Denkens und die Versöhnung und das Gleichgewicht dieser Beiden. Kein Opfer, keine Verleugnung des eigenen Ichs kann zu groß sein, um nicht von jener innern Stimme gefordert werden zu können, sie ist das oberste Tribunal unserer Handlungen und wem sie niemals einen Vorwurf gemacht, der stirbt auch auf der Friedens-Matratze auf dem Bette der Ehre.

Deutlicher als alle Gesetze gebietet die Ehre dem Krieger die treueste Erfüllung seiner Pflichten und ihre Regeln lassen sich schwer bestimmen; sie liegen in einem gewissen Takte, in einer Art Instinct, der die wahre Männlichkeit bewahrt ihnen nahe zu treten, aber sie in keiner Gelegenheit verletzt zu haben, erringt den Frieden und den Stolz unsrer Seele. Wir leben mit Ehre für die Ehre, es ist schön für sie zu sterben und doppelte Schande sie zu überleben. Von Friedrich dem Sieghaften, Pfalzgraf bei

Rhein, Herzog in Baiern, „das Heyl seines Vaterlandes und ein Donnerstral der Straßenrauber", sagt die Grabschrift: „Seines Lebens Gesellin war die tugendt, und seines todts Gefert die ehr." Ein Mann, ein Wort! fester band sich der deutsche Ritter nicht; Ja soll Ja, und Nein soll Nein sein, war ein vaterländisches Sprichwort; „so wahr ich Hans Karl heiße!" schwor der Feldhauptmann Thüngen. Der Handschlag galt im Mittelalter so viel als die Handschrift und von der unverbrüchlichen Treue dieses Eides konnte den Deutschen kein Papst lossprechen; aber verwundern mußte sich ein Johann XXII., als der östreichische Friedrich in die Gefangenschaft Ludwig's des Baiern zurückkehrte, sein Männerwort zu lösen.

Welche Ehrenhaftigkeit in den Fehdebriefen und Absagungen mitten im wilden Faustrecht! Wer vor den drei Tagen der Friedensaufkündigung den Feind überfiel, war ein gemeiner „Reumauff und Lückersbube und aller Ehren baar." In der fränkischen Adelsordnung heißt

es: „Wer wider sein Wort, Treu und Glauben, Brief und Siegel handelt, der wird beschimpft und schändlich aus der Ritterschaft Versammlung ausgestoßen." Wie roh und barbarisch, wie geistdämmerig uns jene Zeiten auch erscheinen mögen, des Selbstgefühls, des Manneswerthes war mehr als in unserer gebildeten und übergebildeten Gegenwart.

Wie hoch Rudolf von Habsburg sein Wort achtete, zeigt eine Anekdote, die uns im Fugger'schen Ehrenspiegel aufbewahrt wurde. „Jakob Müller, Züricher Bürger, hatte dem Habsburger, da er mit der Stadt in Fehde, als ein handfester Mann, viel Schaden zugefügt, auch viel seiner Leute auf der Straße niedergeworfen und hätte Jener gerne manchen Goldgulden gezahlt seiner habhaft zu werden. Einstens, als der Graf eben mit einigen Reitern des Weges zog, traf er den Müller allein im Felde; als dieser sah, daß er nicht auszukommen vermochte, warf er seine Waffen weg, zog seine Kleider aus und legte sich auf den Boden. Der Graf

sprengte ihn begierig an, vermeinend, er solle sich seiner Haut wehren, Müller aber sprach, ob er ihn als rechtschaffener Reitersmann so lange verschonen wolle, bis er seine Kleider angezogen. Ja, ja, antwortete ungeduldig der Andere. Da sagte Jener wieder: So ziehe sie St. Veltin an, ich nicht. Rudolf hielt sein Wort, gewann den Mann lieb, daß er nachmals stets bei ihm geblieben, gute Dienste verrichtet und ihm auch das Leben errettete."

Es ist jedes Ehrenwort eine ernste und heilige Sache, aber legen wir die Hand aufs Herz, wie oft hat der Redlichste von uns sogar falsch geschworen, Nachts, in heimlich stillen Lauben, wo es nur die Nachtigall gehört und der blasse Mond und das arme Herz, dem wir den Schwur nicht gehalten. Verantworte derlei Meineide der verdammte Trommelschläger, wenn er plötzlich den Generalmarsch wirbelt und uns zum Thore hinaus in andere Länder schlägt; die Jägerhörner, die Tags darauf zur Stadt hereinblasen, klingen auch nicht übel, sie klären die verwein-

ten Augen wieder auf und Laube und Mond und Nachtigall und Herz sind immer bereit zur neuen Schwärmerei. Wie wir also auch über solche Schwüre denken mögen, über das Ehrenwort, das der Mann dem Manne gibt, geht keine Bekräftigung und der Offizier bricht es nie, ohne zugleich den Stab über sich zu brechen. Vielleicht ist keiner Nation ihr Wort so heilig als der deutschen, denn sie hält es sogar dem Teufel, wie all die Volksmärchen beweisen, die Jeder noch aus der Ammenstube kennt. Der Retter in der Noth, nämlich der böse Feind mit dem Geldsack, d. h. der schwarze Freund mit Hörnern, Schweif und Pferdehuf, hat allerdings den mit Blut geschriebenen Pakt in den Händen, allein die arme, verkaufte Seele könnte ja noch vor dem Tode zum Kreuz kriechen, beichten und bereuen, mit dem Höllenschatz eine Kapelle stiften, sich hübsch ausräuchern lassen, mit einem Worte, den Satan prellen, — nein! der Deutsche hält den Vertrag, er bleibt lieber ein ehrlicher Kerl und des Teufels auf ewig.

Aber wir sollten doch vorsichtiger sein mit dem Wort, eben weil es uns so viel gilt, und es wenigstens nicht für den nächstbesten blauen und dummen Teufel hinwerfen.

Der Zweikampf.

Rodrigo, hast du Muth?
„Wärt Ihr mein Vater nicht, die Antwort
hieße: Blut!"
Der Cid.

Der vorstehenden Abhandlung über Kriegerehre würde der Schluß fehlen, wenn es dem „deutschen Soldaten" nicht vergönnt wäre, ihr einige freimüthige, wiewol unmaßgebliche Worte über den Zweikampf anhängen zu dürfen. Es ist dieser aderlaßliebende Arzt einer verwundeten Ehre neuester Zeit abermals in argen Miscredit gekommen und man sucht daher eine empfangene Beleidigung entweder ganz zu vergessen — gerade wie Aerger und Schrecken — weil man das Herzklopfen fürchtet, oder man heilt den Schimpf schlechthin homöopathisch durch eine Wiederbeschimpfung, oder endlich, man

läßt sich das Gift durch eine eigens dafür bestimmte mildthätige Gesellschaft, die man Ehrengericht nennt, aussaugen.

Es ist keinesweges zu leugnen, daß die Ehren-Empfindlichkeit oft bis zur Lächerlichkeit getrieben wurde und der Anfang eines Streites nicht immer seines tragischen Ausgangs werth war. Namentlich gilt dies von den Universitäts-Paukereien, bei welchen es sich nur um die vorschriftsmäßig klaffende und blutende Ritze handelte und endlich doch manch schönes, hoffnungsvolles Leben zum Opfer fiel; allein, ob das gänzliche Verbot des Zweikampfs wahre Ehrenhaftigkeit und reineren Adel der Gesinnung in die Männlichkeit bringe, ist schwer zu bestimmen, und es wäre selbst für den Studenten, der auf dem Scheidewege zwischen Knabe und Mann steht, Jammerschade, wenn er seine Händel nicht mehr selbst entscheiden dürfte. Gähren und überquillen wird die Jugend immer, wenn sie Kraft und Muth in sich fühlt, und ihre Bier- und Weinhöllen läßt sich die akademische schwerlich

nehmen, so lange die Universität freie und öffentliche Schule bleibt. Aber Jugend hat nicht Tugend und saufen und raufen reimt sich im Deutschen gar zu gut; sobald man sich nicht mehr schlagen darf, wird man sich endlich prügeln und doch ist es vor Allem nöthig zu verhindern, daß die Jünglinge nicht wieder Buben werden, weil der Staat Männer braucht und mit Schilling und Tatzen nicht Männer erzogen werden. Und wo dann Männerwürde und Selbstgefühl, Waffenliebe und Waffenübung in der Jugend finden, wenn man sie plötzlich sucht? Es war eine Zeit, „die Zeit der Schelme" — wie Arndt eine gewisse traurige Epoche Deutschlands nennt — in welcher derlei Eigenschaften keineswegs zu verachten waren.

Die Herren Kanzlei-Präsidenten, Kanzelredner und Professoren mögen es übrigens mit ihren hitzigen Unterbeamten, andächtigen Zuhörern und rauflustigen Studenten halten wie sie wollen, dem „deutschen Soldaten" aber verzeihe der wohlgönnende Leser, wenn er ihrer

Menschenfreundlichkeit nicht blindlings nachbeten kann, sondern nur als Soldat über den Zweikampf denkt und spricht.

Das Duell ist ein Vermächtniß germanischer Völker, die Zweikämpfe der Griechen und Römer — Achilles und Hektor, die Horatier und Curiatier — waren anderer Art und wurden so wenig als heute noch jene der Orientalen zur Entscheidung oder Genugthuung in Ehrensachen angewendet. „Ein Streich beschimpft nicht", meinten die Alten; „Schlage, aber höre mich!" sagte Themistokles zu Euribiades und ruhig stand Lykurgus vor seinem Gegner, als dieser ihm ein Auge ausgestoßen hatte. Man sieht daraus, daß der gewisse biblische Spruch: „Halte den rechten Backen hin, wenn der linke bereits gestrichen ist", nur bei den gottlosen Heiden in Anwendung war, die Christen aber von jeher lieber dem Beispiele St. Petrus folgten, der gegen Malchus so hitzig vom Leder zog. Da nun das Corpus juris, dieses erste Noth- und Hülfsbuch aller spätern Gesetzgeber, über

Mord und Todtschlag in Ehrensachen keinen Aufschluß gab, so mußte man endlich — sobald die blutige Herstellung einer gekränkten Ehre als Barbarei betrachtet wurde — sich schon selbst bequemen ein Gesetz zur Abschaffung dieses Unfugs zu geben und man that es unbillig genug. Gibt es eine größere Ungerechtigkeit, als Angreifer und Angegriffenen auf gleiche Weise zu bestrafen? Man nennt den Zweikampf ein sinnloses Menschenopfer für den Götzen Ehre, aber hat es vielleicht mehr Sinn, daß Beleidiger und Beleidigter (Dieb und Bestohlener), d. h. jeder muthwillige Bube mit dem Biedermann, den er geschmäht, der Strenge eines und desselben Gesetzes unterliegt, und wäre es nicht fast klüger, daß sich der Beschimpfte lieber gleich selbst ums Leben brächte, wie in Japan?

Im Schwabenspiegel sind Satzungen, die den Zweikampf begünstigen und keine andern Waffen ausschließen als bezauberte. Papst Nicolaus I. nannte das Duell ein rechtmäßiges Gefecht und einen durch das Gesetz erlaubten

Streit, deshalb schlugen sich sonst auch Prälaten, Aebte und Mönche; erst Innocentius IV., in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, setzte die Strafe des Kirchenbanns darauf, wonach die geistlichen Herren sagten: „So werden wir uns mit den Bischofstäben schmeißen."

Seit vierthalbhundert Jahren wird nun auch in Deutschland, wo übrigens die Duellsucht niemals bis zur Tollheit der Franzosen und Französinnen (da sich auch Damen schlugen, z. B. die bekannte Schauspielerin Maupin) getrieben wurde, durch scharfe und verschärfte Mandate gegen diesen barbarischen Nachzügler einer barbarischen Zeit geeifert und ihm besonders beim Krieger-Stande mit aller Strenge (wiewol mehr in Wort als That) entgegengetreten. Kaiser Friedrich II. schon gab seiner Ritterschaft ein Verbot des Zweikampfes. In der unter Maximilian I. erschienenen „Kriegsordnung, new gemacht" heißt es: „Ob sich begebe, das eyner mit dem andern in uneynigkeyt käme, soll sich keyner wider den andern rotten

sondern von stund an friden nemen und geben, und welchem umb friden zugesprochen und den nit hilt, soll sonder alle gnad gestrafft werden an seyn leyb." Auf ähnliche Art spricht sich später Leonhardt Fronsperger und über hundert Jahre nach diesem der Articulsbrief Leopold's I. aus. In den Observationspunkten für ein kaiserliches Dragoner-Regiment vom Jahre 1734 spricht das Gesetz: „Wenn jemand wäre, der gegen den andern einen alten Haß oder Neid hätte, so soll er denselben weder mit Worten noch mit Werken selbst rächen, sondern seinen Gegentheil bei seiner gehörigen Instanz conveniren und anklagen, bei Leib und Lebensstraff, denn zwischen braven Leuthen, hält ein Degen den andern in der Scheid."

Frankreich war so recht eigentlich die Arena des blutigen Degenspiels, das Land für die „Handelsleute des schnellen Todes" und es wurde der Zweikampf selbst dem treuen Hunde des Aubry gegen den Mörder Macaire erlaubt. Da durfte kein Edelmann Anspruch auf Achtung

der Herren- und Damenwelt machen, wenn er nicht zwei oder drei seines Gleichen im Duell getödtet hatte; da wurden ganze Familien ausgerottet und unter der achtzehnjährigen Regierung Heinrich's IV. zählte man über viertausend im Zweikampf Gefallene. Im Jahre 1602 erschien das Edict von Blois, das den Zweikampf mit dem Verbrechen beleidigter Majestät gleichstellte und Kämpfer und Zeugen zum Tode verurtheilte; aber erst Ludwig XIII. brachte das Gesetz wirklich in Ausübung und ließ die Grafen Deschapelles und Montmorency-Boutteville (Vater des Marschalls von Luxemburg und der berühmten Herzogin von Chatillon) öffentlich enthaupten. Weniger streng war Ludwig XIV., doch hatte er später einen Schwur gethan kein Duell zu verzeihen, und da er bei seinem Liebling Lafrettes eine Ausnahme machen wollte, ließ er sich durch Papst Clemenz X. feierlichst seines Gelübdes entbinden.

England vielleicht ausgenommen, sprach sich das Gesetz in allen europäischen Staaten so

grausam streng aus und doch warf selbst Karl V. dem französischen Franz den Handschuh hin. In Rußland setzte Peter der Große den Strang auf den Zweikampf, aber Paul I. sandte dem König von Dänemark eine Herausforderung auf Leben und Tod und ließ sie sogar in die Petersburger Zeitung setzen. Gustav Adolf hörte von einem Duell, das zwischen zweien seiner Offiziere stattfinden sollte, er verfügte sich mit dem Henker auf den bestimmten Platz und sagte zu den überraschten Kämpfern: „Fahren Sie fort, meine Herren.“ Als er aber einst in heftiger Aufwallung dem braven Obersten Scaton einen Streich ins Gesicht gab und dieser seine Entlassung einreichte um im fremden Lande seine Schmach zu verbergen, reiste ihm der König nach, und traf ihn bereits über der Grenze. „Hier, wo Schweden endet und sein Gesetz“, sagt ihm der Monarch, „ist Gustav kein König mehr und will als Ehrenmann dem Ehrenmanne stehen.“ Scaton sinkt aufs Knie und antwortet: „Herr, dies genugthuende Wort kann ich dir

nur mit meinem Blute zahlen, fordre es, wann und wie du willst." In Dänemark wurden zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zwei hohe Offiziere, General und Oberst von Rantzau, von denen Ersterer durch den Andern im Duell geblieben, an einem und demselben Galgen, „hart an einander rücklingen aufgehenkt, und die Patrinen und Secunden, wie auch fernere Mittels-Persohnen mit einer extraordinari-Straff angesehen."

In Italien und Spanien ward der Degen zur Selbstrache bald durch den weit bequemern Dolch ersetzt; auch in Frankreich wurde das Gesetz allmälig lauer beobachtet, im Jahre 1778 schlug sich sogar der Graf Artois, nachmaliger Karl X., mit dem Prinzen Condé und endlich hob die National-Versammlung das Duellverbot gänzlich auf; in Deutschland hingegen steht es noch in all seiner Furchtbarkeit — auf dem Papiere. Aber, wie es schon zur Zeit der Landsknechte, trotz der Mandate, als ein Vorrecht des „ehrlichen Gesellen" galt, sich zu

schlagen, und wie sich selbst später noch (die Synopsis militaris von 1733 behauptet es) die Soldaten weigerten einem Vorgesetzten zu gehorchen, bevor er seine Ehrensache nicht rechtschaffen und sauber abgemacht, so wird auch bis zur Stunde jeder Offizier mit Spott und Schande aus dem Regimente gewiesen, der das Schlagen ausschlägt und Oberste und Generale, während sie den Zweikampf in ihren Truppenkörpern gewiß nicht begünstigen, werden sich nicht leicht bedenken im eintretenden Falle Genugthuung zu fordern und zu geben.

Zu keiner Zeit wurden die Duellgesetze weniger in Anwendung gebracht als in unserer Gegenwart und niemals doch sah sich der Zweikampf erbitterter angegriffen als eben jetzt. Da dreschen ihn die Zeitschriften als wichtige Zeitfrage durch; da eifern Landtag-Deputirte und Universitäts-Professoren über ihn; da wird er von Theologen und Philosophen ein Verbrechen gegen Religion und Vernunft genannt; da ist ferner die seidenhandige, butterherzige Mode-

tugend, Humanität heißt sie; die weint heiße Thränen, daß tausend Taugenichtse ihr schönes Geld nicht den barmherzigen Brüdern und grauen Schwestern vermachen, sondern mit lustigen Brüdern und leichtfertigen Dirnen verjubeln; die schluchzt, daß sie der Bock stößt, über die armen eingesperrten Nachtigallen und Gimpeln und stiftet Vereine für das gequälte liebe Vieh und will elektrische Todtschläge für Mastochsen und die Guillotine für Hühner und Gänse, und bei der Gelegenheit fällt ihr eben auch der Zweikampf als eine Art Menschenquälerei ein und so schlägt sie eine Kleinkinderbewahranstalt für die Männerehre vor.

Vom ersten Zweikampf, zwischen Goliath und David, bis zum Saracharga-Haberischen (hier und dort handelte es sich um Judenehre) wird also das Duell historisch, philosophisch und moralisch als die scheußlichste Nachgeburt einer wild düstern Zeit aufgestellt. Weil Cäsar nicht den Cato, und Pompejus nicht den Cäsar vor die Klinge rief, ist es ein reiner Wahnsinn

seine Ehre mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen; weil sich die sieben Weltweisen, die doch über die ernstesten Dinge stritten, nicht geschlagen, so lohnt es nicht der Mühe einen Menschen zur Rechenschaft zu ziehen, der uns absichtlich auf den Fuß tritt, und weil jeder Todtschlag gegen das fünfte Gebot ist, so soll uns jeder Lump die Ehre todtschlagen dürfen.

„Welch sinnloses Vorurtheil, eine Beleidigung nicht einstecken zu wollen," sagen die Gegner des Zweikampfs — „kann denn der angebliche Schimpf den Beleidigten treffen, fällt die Gemeinheit nicht vielmehr auf den Beleidiger zurück?" Die Gemeinheit allerdings — antworten wir — aber die Beschimpfung selbst liegt so gut auf dem Betreffenden, als Dasjenige, was vom ersten Stocke muthwillig auf den Vorübergehenden ausgeleert wird, nur diesen beschmutzt und nicht das hämisch lachende Gesicht, das hinter dem Vorhang ihm nachguckt.

Und wenn Ihr nun selbst in die Lage kommt, Ihr humanen, gelehrten und feingesitte-

ten Herren, daß Eure Ehre räuberisch angepackt und Euer Name verleumderisch der Oeffentlichkeit preisgegeben wird, wenn es mit den Erklärungen und Erwiderungen und letzten und allerletzten Worten in den Zeitungen nicht länger geht, so zückt Ihr schließlich doch so gut vom Leder, als früher die Feder, warum denn? Weil das Vorurtheil, trotz dem strengen Gesetze, sich noch immer als Sitte erhalten, weil die öffentliche Meinung darüber beiweitem nicht überall und in jedem Stande umgestimmt ist und weil über das Wort: „Memme!" endlich doch nur ein Schuft, ein Narr, oder ein ganzer Heiliger hinweg kann.

Die Ehre ist aller gebildeten Menschen höchstes Gut, aber des Kriegers Idol; — Feigheit schändet jede Männlichkeit, aber in unserm Stande ist sie Verbrechen und ihr Verdacht schon eine unauslöschliche Schmach. Nicht für jenes ewige Gereiztsein, das meistens ohne Grund die bitterste Galle kocht, nicht für jene kränkliche Empfindlichkeit, die Alles schwarz sieht, Alles

auf sich bezieht und der unausstehlichste Lustverderber jeder Gesellschaft ist, nicht für jedes übereilte Wort soll des Soldaten Degen leicht aus der Scheide gehen; aber für seine wirklich beleidigte Ehre steckt er ihn nicht eher wieder ein, als bis er sie ganz und gar hergestellt nennen kann. Für die Ehre seines Fürsten und Vaterlandes läßt ihn sein Beruf die Waffe führen, so gönne man ihm auch, sie in so lange für seine eigene zu ziehen, als noch keine andere, durchaus und überall gültige Art und Weise ausgemittelt ist, sie zu vertheidigen. Den Feigling magst du hudeln, wenn du gemein genug denkst eines moralischen Krüppels zu spotten, aber thust du es dem Manne, so hältst du ihn für einen Feigen und es muß ihm erlaubt sein dir zu beweisen, daß er es nicht ist. Darin liegt der tröstende Gedanke, daß Niemand unser köstlichstes Eigenthum, einen Reichthum, den auch der Aermste haben kann, anzugreifen vermag; darin liegt ein beruhigendes Bewußtsein für alle Lagen des Lebens, gegen den Ueber-

muth des Mächtigern, gegen die Anmaßung des Höhergeborenen, gegen die Rohheit des Bauers im gestickten Rocke und gegen den Geldstolz des Emporkömmlings; darin liegt die Selbsthülfe für gewisse Fälle, in denen man sich auf keine andere Art Recht verschaffen kann; das hält die Würde des Mannes, das wirkt Selbstvertrauen, das hebt den Geist des Soldaten, den schönen, jugendlichen, kräftigen Waffengeist, den der lange Friede ohnedies, als könnten ihn unsere Nerven nicht ertragen, in eine Phiole gesperrt, und fest verstöpselt und verpetschirt hat.

Unwillkürlich zuckt dem Ehrenmann die Faust, wenn von Ungerechtigkeit, von schlechtem Herzen oder frechem Spott eines Menschen die Rede ist; unwillkürlich greift er nach dem Wehrgehänge, wenn ihm plötzlich ein Schimpf, wie brennend, auf die Seele fällt. Schafft den Zweikampf ab, aber — ob wir uns auch nicht mit Bischofstäben schmeißen können, ob auch die Tücke des Dolchs nicht im deutschen Charakter liegt und wir keine Höckerweiber sind, die sich beim Strei-

ten die Augen auskratzen, so wird es doch langer Zeit bedürfen, ehe jeder brave Degen Herr des Augenblicks genug ist, um nach einer Beleidigung geduldig die Entscheidung seiner rechtmäßigen und spruchfähigen Behörde abzuwarten. Wenn es Euch, Erzieher des Zeitalters, erst gelungen sein wird, alle menschlichen Leidenschaften, jede plötzliche Aufwallung, jede Bosheit des Gemüthes und Gemeinheit des Charakters abzuschaffen, so fällt der Zweikampf, der bei unsrer jetzigen finstern Denkungsart noch immer als einziges Mittel gilt, die vor den Augen der Welt bloßgestellte Ehre zu retten, ohnedies von selbst weg.

Im Felde curirt der gemeine Soldat das Fieber mit Branntwein und Pfeffer, weil er kein Quinquina hat, und ist das Duell wirklich ein so barbarisches Mittel für eine kranke Ehre, so zeige man uns ein sittlicheres. „Das Ehrengericht!“ ruft hier ein guter Theil der wohlgönnenden christlichen Leser, „aber ein Ehrengericht, das in jeder Art von Streitigkeiten,

über Recht und Unrecht ohne weitere Verantwortung zu entscheiden vermag; ein Ehrengericht, dessen Ausspruch sich beide feindliche Parteien unbedingt unterwerfen müssen, das die Beleidigung zu wiegen und zu messen versteht, das die Genugthuung für den Beleidigten darnach einrichtet, aber nie und nimmermehr den Zweikampf zuläßt." Wer in der Sittengeschichte der Franzosen etwas zurückblättern will, der wird sich genugsam überzeugen, wie sehr ihre Ehrengerichte schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausarteten, wie dieselben — ohne Kenntniß der Rechtswissenschaft — schärfer, nur unbilliger, richteten, als das Gesetzbuch selbst und wie sie endlich der Parteilichkeit, Pedanterie, Aengstlichkeit, ja der schmutzigsten Bestechung unterlagen. Aber nehmen wir an, es existirte für jeden selbständigen Truppenkörper ein Ehrengericht, mit aller Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, die wir nur wünschen können, wie schwer wird es ihm werden für beide Theile billig zu entscheiden. Freilich, wenn man nur

Schimpfnamen und Faustschläge als Beleidigungen ansieht, ist der Handel bald geschlichtet, der Thäter muß das Regiment verlassen und der also schwer Bezeichnete gewöhnlich mit; allein derlei olympische Spiele der Holzhacker kommen doch nicht leicht in unserm Stande vor, eine unerträgliche Unverschämtheit, eine tiefverletzende Beleidigung liegt oft nur in der Betonung eines Wortes, in einem zweideutigen Blicke, in einer herausfordernden Miene, in einem spöttischen Lächeln und da kann kein Ehrengericht, nur der Gekränkte selbst, entscheiden, inwieweit und tief er getroffen wurde. Und sollte das Ehrengericht den Gegner zur Abbitte zwingen, so wird er sie allerdings leisten, weil er im Weigerungsfalle seine Stelle verliert, aber vielleicht auf eine Art und in einem Tone, oder mit einem Gesichte, auf welchem eine zweite, noch größere, wenn auch nur dem Betreffenden fühlbare Beleidigung liegt, was dann? Und wenn kein Zeuge bei dem mislichen Vorgange war, oder ein parteiischer, wie wird nun der gekränkten

Ehre Genugthuung? Selten hat überdies nur der eine Theil Unrecht, meistens beide; das unbewachte Wort wird unbedacht herausgestoßen, die Entgegnung ist aber schon so beleidigend, daß der Erste seine Uebereilung nicht mehr zurücknehmen kann, vielmehr jene ahnden muß und da steigt der Hader und führt endlich, weil kein Zweikampf stattfinden darf, zum Ehrengericht. Und wer soll dann mehr abbitten? Der Anfänger des Streites wollte nicht beleidigen, der Andere hat nur Wiedervergeltung geübt und was kommt bei dem ganzen Ehrengeschacher heraus? Der ungeschliffenste Junge versteckt sich hinter das Ehrengericht, kühlt sein Müthchen, beleidigt pfiffig und bittet dann in Gottes, oder des Teufels Namen ab.

Und gibt es nicht gewisse Punkte, die man vor gar kein Ehrengericht bringen kann, weil jede Veröffentlichung derselben an und für sich schon ein Schimpf und also das Heilmittel übler als die Krankheit wäre? Dem Cicisbeo seiner Frau wird ein Ehe- und Ehrenmann die Thüre

und die Zähne zu weisen wissen, aber vor das Ehrengericht kann er den verwünschten Don Juan nicht schleppen. Einer boshaften Plaudertasche die Lästerzunge herauszureißen, wagen wir gerne Leib und Leben, aber ist der Gedanke nicht unerträglich und gegen alle Rittersitte, daß ein geliebter Name im Kreise eines ganzen Gerichtshofes von Mund zu Mund wandern soll und endlich das zarteste Verhältniß in alle Gegenden der Windrose geschrieen wird, weil zwanzig Personen der einundzwanzigsten mit der strengsten Wichtigkeit auftragen das Maul zu halten?

Aber gesetzt, unsre Ehre würde durch jenes Tribunal schlecht und recht hergestellt, haben wir solche Engelsgemüther um wirklich zu vergeben und zu vergessen? Wird nicht ein heimlicher Groll nachwurmen und nachglühen und bei der geringsten Ursache neuerdings aufprasseln und sieht man sich zuletzt nicht dergestalt aufs Aeußerste gebracht, daß man den Todfeind, der uns überall begegnet mit seiner hämi-

schen Freundlichkeit, mit seinem höflichen Spott, mit seinem schadenfrohen Mitleid, mit seinem glückwünschenden Hohn, daß wir den verdammten Samiel, den wir auf keine Weise todtstechen dürfen, geradezu todtschlagen müssen? Jeder Streit soll ganz und gar und für immer abgemacht sein, jede Beleidigung nicht nur äußerlich abgewaschen werden, indem der Ehre Genüge geleistet wird, sondern auch im Herzen. Nichts kühlt schneller den Groll als Blut und ob zwei Gegner versöhnt sind, weiß Niemand besser als sie selbst. Und mag das Ehrengericht auch zehnmal zu unsern Gunsten und gegen den Widersacher entscheiden, es zieht doch nicht aus jeder Meinung den Argwohn: wir dankten unserm Herrgott aus ganzer Seele mit heiler Haut davongekommen zu sein, und jeder Gelbschnabel mag diesen Gedanken theilen. Aber selbst vom Gelbschnabel ist er uns nicht gleichgültig, denn so ein Argwohn ist ein Schimpf, und Schimpf ist Schmutz, und Schmutz bleibt Schmutz, er sei der Unrath eines Löwen oder einer Fliege.

Und wird sich endlich auch der Nichtmilitair einem militairischen Ehrengerichte unterwerfen, oder der Soldat einem bürgerlichen? Hat der Adel seine Vorurtheile genugsam abgeschüttelt, um nicht seine eignen Richter in Anspruch zu nehmen, die sich schwerlich vor dem Verdachte der Parteilichkeit werden schützen können? Und ist überhaupt in Ehrensachen ein Gleichgewicht zwischen Nichtmilitair und Soldaten, wenn Jener nur seinem persönlichen Ehrgefühl zu gehorchen hat, Dieser aber auch dem seines Standes?

Das Duell ist kein Gottesgericht und oft bleibt das schreiendste Unrecht Sieger im Kampf, aber der eigentliche Sinn dieser „wilden Sitte" liegt nicht im unversöhnlichen Verlangen nach einem tragischen Ausgang, nicht in der Entschlossenheit eines grimmigen Hasses: er oder ich! nicht in der barbarischen Blutrache für den gemordeten guten Namen, sondern einzig und allein in der Auferstehung und Wiederbelebung einer zu Tod vergifteten Ehre. Du hast einen

Ehrenmann beleidigt, heißt so viel als: du hast ihn im öffentlichen Urtheil und in der Achtung aller Ehrenhaften herabgesetzt und dies durch dich verlorene Gut sollst du ihm freiwillig (nicht durch ein Ehrengericht gezwungen), von deiner Schuldigkeit der Genugthuung überzeugt, wiedererstatten. Und das thust du durch den Zweikampf und das kannst du nicht schöner thun, als indem du seine Ehre mit deinem Blute zu erkaufen bereit bist. Darin liegt der Beweis deiner Anerkennung seiner Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit; Leben gegen Leben ist der neue Ritterschlag seiner beschimpften Ehre und zugleich die Sühnung für dein eignes Unrecht.

Die einzige Art ein Ehrengericht (es ist hier natürlich ganz und gar nicht von jenem die Rede, das zur Entscheidung über zweideutige Handlungen der Offiziere, wie z. B. in Preußen besteht) heilsam wirken zu lassen, ohne den ritterlichen Geist, die treuherzige Kameradschaft und das feinschneidige Ehrgefühl eines Offiziercorps zu gefährden, wäre vielleicht: jede

Ehrensache nach bereits stattgefundenem Duell von ihm untersuchen zu lassen und, wo der Kampf muthwillig hervorgerufen wurde, wo der Anfang des Streites nicht weiter als bis zur Rauflust eines bekannten Raufboldes zurückgeführt werden kann, wo ein oder der andere Theil sich unmännlich, oder unritterlich benahm, oder seinen Fehler, trotz dem offenbaren und durch die Secundanten ihm bewiesenen Unrechte, hartnäckig nicht anders gut machen wollte, da werde strenge gerügt und rücksichtslos gestraft. Aber besteht nicht schon ein solches Ehrengericht in jedem Regimente, das von einem wahrhaft guten Geiste beseelt ist?

Sobald übrigens nicht allein die gelehrten Herren, sondern auch alle andern gescheidten, nicht nur Kammern und Kanzelredner, sondern auch alle Glieder unsers Standes sich dem Ehrengerichte unterwerfen, will auch „der deutsche Soldat" mit der ihm zugefügten Beleidigung zu diesem hohen Tribunale laufen, zwei zappelnde Finger aufwärts strecken, wie ein Schuljunge, der es aus

Furcht für seine Höschen nicht länger aushalten kann, und die Fleckreinigungs-Gesellschaft demüthig bitten, ihm den zufällig beschmutzten Pelz wieder rein zu waschen. Wenn wir einstens all die Vorurtheile, die den Zweikampf hervorgerufen, ganz und gar abgeschüttelt haben, wird wol kein vernünftiger Mensch mehr den Don Quixotte machen und mit eingelegter Lanze umherrennen, so lange aber die Ursache dieses blutigen Gebrauchs nicht gehoben ist, dürfte es schwer halten mit dem Abschaffen der Wirkung, so lange noch in den Augen der Welt die Beleidigung dem Beleidigten zur Last fällt und nicht als unmittelbarer Schimpf auf den Beleidiger zurück, so lange bleibt der Zweikampf — unserm Stande wenigstens — Bedürfniß für die gekränkte Ehre.

Indessen, Erzieher des Zeitalters! erfindet was immer für ein Ersatzmittel des Duells, sei es nun Faustkampf und Boxen, oder — wie in Grönland — eine Herausforderung auf satyrische Gesänge, oder gar auf purgirende Pillen,

wie in Siam; nur trachtet, daß alle Ehrenhaften dieses Surrogat in ihrer innern Ueberzeugung gelten lassen. Jedes Duell ist eine ernsthafte Sache und mit tragischem Ende für beide Theile traurig; der Ehrenmann sucht den Zweikampf niemals auf, aber er weicht ihm auch nicht aus und stände Alles auf dem Spiele und drohte ihm Cassation und Festung, seine Ehre ist ihm lieber als Charge, Freiheit und Leben. Ob die Waffengefährten des „deutschen Soldaten" mit ihm einverstanden sind, weiß er nicht, aber aus seiner innern Ueberzeugung hat er gesprochen; möglich ist es freilich, daß er bis über die Ohren im Vorurtheile steckt.

Kriegertreue.

Treu im Wort, treu im Feld,
Lebt und stirbt leicht der Held.
Deutsche Sprichwörter.

„Haltet Treu' und Glauben!" rief der sterbende Albrecht von Habsburg, Vater des großen Rudolf (Rathhülf) seinen Söhnen zu, und Rudolf hielt das väterliche Wort in Ehren; denn trotz dem päpstlichen Banne, blieb er seinem Kaiser, Konrad IV., dem das Vaterland gestorben und die Kirche eine Stiefmutter war, bis zu dessen Tode treu und noch Jahrhunderte lang war in Deutschland das Sprichwort: „Der hat nicht Rudolf's Redlichkeit."

Wenn Ehre und Treue ganz und gar aus einem Staate entweichen, so finden diese Tugenden nicht selten noch eine Zuflucht bei den Fahnen. Mitten aus dem golddurstigen, laster-

haften, gefallenen Rom erstanden die Heldenlegionen Cäsar's und Germanicus', die classischen Vorbilder der Heere für alle Zeiten. Aus dem byzantinischen Reiche, wo jede Männlichkeit zur feigsten Knechtschaft verschnitten war, zogen die hohen Gestalten Belisar's und Narses', und Sieg, Ehre und Treue folgten ihren tapfern Scharen. Aus der falschen, doppelzüngigen Republik von San Marco, als schon die Freiheit im Canal Orfano ersäuft und die Redlichkeit im furchtbaren Rathe der Zehne verkauft wurde; als bereits der Dolch des Banditen den Stab der Gerechtigkeit ersetzte und der selbstsüchtigste Despotismus ein Volk von Königen auf die Folter streckte; — aus den blutgerötheten Lagunen schifften die herrlichen Seehelden: Dandolo, Pisani, Zeno, Capello, Pesaro und Morosini, ehr- und pflichtgetreu und nicht rechnend auf den Dank des Vaterlandes und ihre gewaltigen Schläge erschütterten zuerst jene ungeheure Macht, die den Halbmond über ganz Europa zu erheben drohte. Während der finstern Zeiten des Mit-

telalters, da ein zungenfertiger Geist des Mönchthums mit der weltlichen Macht in die Schranken trat, da Städte und Adel sich in den Haaren lagen und Kaiser Max von den beiden Trotzköpfen Selbitz und Berlichingen ausrief: „Was ist das? Heiliger Gott! der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein, wenn sie erst zwo Hände und zwo Beine hätten, wie wolltet ihr dann thun?“ — während der ganzen furchtbaren Zeit des Faustrechts glänzt die Treue als ritterlichste Tugend unter den Waffen hervor und Untreue gegen den Kaiser zog die Reichsacht für Kinder und Kindeskinder nach sich: „Sie sollen sein in ewiger Armuth und Dürftigkeit behaftet; ihr Leben soll beschwerlich sein und ihr Tod kurzweilig und ergötzlich.“ Und selbst noch in unserer Zeit trat aus der Hefe der grausamsten, zügel- und herzlosesten aller Revolutionen Napoleon mit seinen Braven der Braven und erbeutete Kronen, und was man auch seinem unersättlichen Ehrgeize (der jährlich zweimalhunderttausend Menschen zu ver-

zehren hatte) und seiner Regierung, diesem Hohne der Freiheit, vorwerfen mag, an seinen Adlern hing der Ruhm, in den Herzen seiner Truppen wohnte die Kriegerehre und in ihrem vive l'empereur flammte die Begeisterung einer Treue bis zum Tode.

Kriegerehre besteht nicht ohne Kriegertreue und diese ist die festeste, unverbrüchlichste und unerschütterlichste Anhänglichkeit an Denjenigen, der mit unserm Eide das Recht über unser Leib und Leben hat. Ohne Treue gilt der Soldat nicht mehr als das kampflustige Pferd, das ihn trägt und steht kaum höher als der Elephant des Alterthums, der, durch Branntwein zu Muth und Wuth berauscht, mithalf Schlachten zu gewinnen, aber gefangen dem Feinde gleiche Dienste that. Jener Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, ist durch die Geschichte gebrandmarkt, da er seinen König verrieth. An den Ufern der Sessia war es, wo er bei Verfolgung des Feindes auf den sterbenden Bayard traf, der, gefallen in seiner Pflicht und Treue, das brechende

Auge dem Sieger entgegen wandte. Mit Thränen bedauerte dieser des Helden Schicksal, aber der Ritter ohne Furcht und Tadel antwortete ihm: „Nicht mich beklagt, o Herr! sondern Euch selbst, der Ihr treulos die Waffen gegen Euern Herrn und König tragt.“ Und tief ins Herz und ins Gewissen mögen dem Verräther die Worte gedrungen sein, er suchte den Tod und fand ihn bei der Erstürmung von Rom.

Kriegertreue wankt nicht aus Furcht und verachtet die Lockung eines Judassoldes. Murad Bei, der tapfere Mamelucken-Fürst, der später durch das Gift der Pest (oder Mehmed Ali's) starb, war einer der erbittertsten Gegner der Franzosen in Aegypten; sobald er aber mit Kleber den für diesen so günstigen Vertrag eingegangen, konnten ihn keine Versprechungen der Engländer, noch Drohungen der Pforte zum Treubruch bewegen. Wer kennt nicht die barsche Antwort Zryni's, als er in Szigeth von Soliman die schriftliche Belehnung von Kroatien erhielt: „Der Wisch ist gut zum Pfropfen für

eine Pistole.“ Treue für das rechtmäßige Herrscherhaus war es, das den Marquis von Beauharnais ermuthigte, den ersten Consul zur Zurückgabe des französischen Scepters an die Bourbons zu bewegen; und Treue für seinen Kaiser und seinen Eid bestimmte später dessen Neffen, den edeln Eugen von Leuchtenberg (dem man das Großherzogthum Genua unter der Bedingung antrug, sich mit den Alliirten zu verbinden), dem russischen Alexander zu schreiben: „Eher soll mein Degen in meiner Hand zerbrechen, ehe ich Napoleon verrathe;“ ja, als ihn die Commissaire überreden wollten, wenigstens seiner Nachkommenschaft wegen die Krone anzunehmen, sprach er das denkwürdige Wort: „Mein Sohn wird einen Thron verschmerzen, doch niemals die durch Untreue befleckte Ehre seines Vaters.“

Die Geschichte erzählt uns allerdings von manchen glänzenden Verräthereien, entschuldigt oder gar gebilligt von der öffentlichen Meinung durch den Drang der Umstände und des Augen-

blicks; allein, ob sie auch wohlthätig für die Menschheit gewirkt haben und für das allgemeine Beste nothwendig erschienen, der Soldatenehre waren sie stets zuwider. Nur der Landesherr, dem wir die Treue zugeschworen, kann uns des Eides entbinden, keine plötzlich auftauchende Regierung vermag unsere Huldigung zu fordern, bevor die frühere ihre Ansprüche nicht aufgegeben, wir müssen ihre Sache vertheidigen bis zum letzten Athemzug und mit ihr fallen und untergehen, so will es die Kriegerehre und die Kriegertreue. Deshalb steht der wie ein Missethäter erschossene Zurbano in der Achtung des Soldaten höher als all' die eidwechselnden Helden-Ueberläufer des pyrenäischen Bürgerkriegs, dessen Ende vielleicht doch unsere Enkel erleben werden. Des fränkischen Großhofmeisters Pipin himmelschreiender Treubruch an dem weiblichen Childerich konnte damals durch den Willen des Himmels, d. h. durch des Papstes feierlichen Ausspruch: „Derjenige muß auch König heißen, der dessen Gewalt hat"

vor den Augen der Völker als gültig erklärt werden, aber dies doppelzüngig gewichtige Wort brachte doch, wenn auch erst nach Jahrhunderten, seinen Fluch mit sich.

Ebenso verrätherisch und treuvergessen handelte die Ritterschar Ludwig's des Frommen, die, der neuen Sonne huldigend, zu des Königs rebellischen Söhnen überging, weshalb die Nachwelt dem Orte, wo dieses geschah, den Namen Lügenfeld verlieh; aber ein rührendes Beispiel der Treue gaben jene böhmischen Ritter, die in der Schlacht von Crecy unter Philipp VI. von Frankreich ihren blinden König Johann durch das Handgemenge zu bringen suchten. Nach dem Kampfe fand man Herr und Diener nebst ihren zusammengekoppelten Pferden todt auf der Wahlstatt; doch gute Hiebe mußten die wackern Czechen geführt haben, denn ein Wall feindlicher Leichen lag um sie her. Kriegertreue gebietet ferner, daß wir unser eigenes Interesse dem unsers Herrn und Fürsten unterwerfen, daß wir persönliche Verhältnisse und unser politisches

und religiöses Glaubensbekenntniß vergessen über dem Fahnenschwur, denn nur das Ehrlose wird der Mann von Ehre niemals thun, aber für das Ehrlose leistet er auch keinen Eid.

Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen was es will.

Friedrich II. Landgraf von Hessen-Kassel, der um zweiundzwanzig Millionen Thaler zweiundzwanzig Tausend seiner Landeskinder, im Kriege gegen Nordamerika, nach England verkaufte, bot dem berüchtigten zweiten Trenk das Commando über ein Regiment an; dieser schrieb ihm zur Antwort: „Mein Blut wallt nur für die Freiheit. Nie werde ich helfen Sklaven zu machen, ich würde also mit Dero braven Grenadieren sicher die Partei der Amerikaner ergreifen.“ Wenn dieser Brief wirklich aus dem Herzen des bekannten Abenteurers entsprang und nicht blos eine Laune seines zweideutigen Charakters war, so ist er allerdings ein Zeuge seiner Menschenliebe und Freisinnigkeit, aber zugleich auch ein sprechender Beweis, daß dem

Manne, der das Uebergehen zum Feinde fast wie eine Ehrensache behandelt, Eid, Treue und Pflichtgefühl nichts, und ihm die wahre Kriegerehre gänzlich fremd war.

Wer freiwillig mit Gut und Blut für die höchsten Güter der Menschheit ringt, wie Washington, Laffayette und Kosciusko, diese heiligen Dreikönige und Geburtsverkünder einer neuen Zeit, der mag Triumphbögen und Bürger-Kronen verdienen; wer aber unter der Fahne seines Landesherrn, gegen dessen Wunsch und Willen, seiner eignen Meinung folgt, der ist ein Meineidiger, ein Schändlicher und dem gebührt der Galgen.

Die Kraft des Volkes beruht auf dem Willen des Volkes, wie die Schweiz, Griechenland, die Niederlande und Tirol, als sie heldenmüthig für die Freiheit ihres Herdes stritten, genugsam bewiesen; aber die Kraft des Heeres besteht vor Allem auf seiner von jeder persönlichen, politischen und religiösen Rücksicht gesonderten Kriegerehre, die ohne Treue nicht denk-

bar ist. Wie einst in Venedig dem päpstlichen Gesandten zur Antwort ward: „Wir sind Venetianer und dann erst Christen“, so sind wir auch zuerst Soldaten und dann in Gottes Namen Väter, Brüder, Landsleute, Protestanten, Aristokraten oder Weltbürger.

Das „warum geschlagen wird“ ist Sache des Regenten; es wird die Stunde kommen, da er einem Höhern für Recht und Unrecht Rechenschaft geben muß und die Weltgeschichte, die bei unsern Königen die Stelle des sonstigen Todten-Gerichtes in Aegypten einnimmt, die erst auf dem Grabe der Fürsten ihr unparteiisches Urtheil zollt und die Lobhudelei beim wahren Namen nennt, die Weltgeschichte wird dann die Erdengötter richten. Unsere Sache ist: muthig, unverdrossen und standhaft für den Sieg zu streiten und auszuhalten in Noth und Tod. Kriegerehre steht über jede andere, Herrendienst geht vor Gottesdienst und — wie ein altdeutsches Sprüchlein sagt: Kaisergut vor eignem Blut.

Man sehe in diesen Worten keine macchiavellistische Sophisterei, denn der Soldat gesteht es offen: für ihn ist Vaterland und Landesvater ein und dasselbe, aber dieser dessen Befehlsorgan und das einzige, das er hört und versteht, und wenn andere Staatsbürger die Beiden trennen, so liegt darin abermals der Beweis, daß der Kriegerstand stets ein abgesonderter sein und bleiben muß.

Welchen amphibienartigen Schwur die Heere in einem oder dem andern der constitutionellen Staaten schwören müssen und inwiefern sie in die Lage kommen können, zwischen dem Aufruf der Kammerredner und dem Commandowort des Landesfürsten wählen zu müssen, ist dem „deutschen Soldaten" unbekannt; aber unter einer rein monarchischen Regierung weiß der Krieger wenigstens wem er angehört, da bindet ihn sein Eid an die Person des Fürsten und es kann selbst im Bürgerkriege kein Zaudern und kein Schwanken für ihn sein. Treu bleiben oder ehrlos werden, das ist sein Wechselfall.

Unwandelbare Treue für den Fürsten ist des Kriegers Pflicht, aber sie kann zur Tugend werden und dann ist sie der schönste Lorbeer auf sein Haupt. Nach Albrecht's II. Tode erstanden von allen Seiten räuberische Feinde gegen das Erbe seines nachgebornen Sohnes Ladislaw, der vier Monate alt, auf dem Schoose seiner Mutter, der klugen Elisabeth, auch zum Könige von Ungarn gesalbt, gekrönt und ausgerufen wurde. Mit unerschütterlicher Treue kämpften Kaspar Schlick und Johann von Brandis (Giskra genannt), für das königliche Kind und Letzterer als ein tapferer und erfahrener Kriegsmann, schlug selbst den Helden Johann Hunyad. Als einst die Gesandten Böhmens ihren kleinen König zu sehen verlangten, war auch Giskra unter ihnen. Sobald das Herrlein eintrat, für das er sechs Jahre muthig und getreu gestritten, für das er, wie Fugger sagt, „so viel Müh', Arbeit, Gefahr und Wunden erlitten und viel Sättel geräumt hatte", traten dem Helden Thränen in die Augen. „Gnädigster

Herr!“ sagte der anwesende Hofmeister zu dem Prinzen, „dieser Mann führt Eure Heere an, welchen Lohn gebt Ihr ihm?“ Da schenkte der kleine König seinem Feldherrn einige Kupfermünzen, und Giskra trug sie bis zum Tode um den Hals und sie waren ihm der größte Schatz, als ehrende Erinnerung seiner Treue.

Die treue, aufopfernde Hingebung des General Bertrand, der seinen unglücklichen Kaiser nach Elba und St. Helena begleitete, wird, gleich der Anhänglichkeit des Sängers Blondel an den löwenherzigen Richard, vielleicht erst in spätern Liedern und Sagen würdig genug erkannt werden.

Ein glänzendes Beispiel von Kriegerehre und Kriegertreue gibt das ganze Leben des alten Helden Chassé, von Napoleon, seiner Vorliebe zur blanken Waffe wegen, der Bajonnet-General, von seinem König aber Papa Chassé genannt. Treu seinem Vaterlande, treu seinem Kaiser, trat er nach Napoleon's Abdankung in die Dienste des Königs der Niederlande und

konnte sich schon bei Waterloo der besondern Auszeichnung Wellington's rühmen. Im Jahre 1830 aber leuchtet Chassé als Juwel der unerschütterlichsten Treue mitten aus jenem Moraste von Verrätherei, der seinen Herrn umgab. Den wichtigsten Stein seines Diadems, Antwerpen, vertraute der König dem alten Helden an und als die revolutionaire Partei mit Uebermacht die Stadt stürmte, zog er sich mit den holländischen Truppen in die Citadelle zurück. Von hier aus, da das sieg- und hochmuthtrunkene Volk den Waffenstillstand brach, lehrte er dem Pöbel durch eine siebenstündige Kanonade, welche Häuser und Magazine in Trümmer und Asche warf, wie man Treu' und Glauben halten solle. Zwei Jahre lang hielt sich Chassé auf seinem Adlerhorste und noch drei Wochen gegen die Riesengeschütze der Franzosen und erst, als das Fort bereits zur Ruine zusammengeschossen war, übergab er den Schutt.

Der weise Alphons, König von Leon und Castilien, der „die Erde verlor um den Him-

mel festzuhalten". dachte schlecht von der Kriegertreue; er pflegte zu sagen: „es wäre keine Festung unüberwindlich, wenn solche nur eine so große Oeffnung hätte, einen mit Gold beladenen Maulesel hinein zu schieben;" aber das Schicksal dieses unglücklichen Fürsten war auch nicht darnach, um den Glauben an die Rechtlichkeit der Menschheit festzuhalten. Bald hatte er mit arglistigen, verkäuflichen Mauren zu kämpfen, bald mit dem verderbten, störrischen Adel, und — von Freunden und seinem Heer verlassen, raubte ihm endlich sein eigener Sohn die Krone. Dem deutschen Krieger gibt die Geschichte ein ehrenvolleres Zeugniß der unbescholtensten, echten Degentreue. Wo irgend im Welsch- oder Franken-Lande ein Regent Niemandem mehr trauen konnte (höchstens noch seinem Hofnarren, nicht selten der einzige Freund seines Herrn), da entlieh er sich deutsche Kämpfer zu seiner Leibwache. „Der König hat uns wohlgethan, laßt uns sterben für ihn!" rief der wackere Jakob von Ems im Tode, und in

Neapel, Rom, Genua und Paris, wo deutsche Fäuste in gutem Ansehen standen, ward deutsche Treu' und Redlichkeit zum Sprichworte. Von der Marchfeldschlacht des habsburgischen Rudolf bis zu jener Erzherzog Karl's starben neunzehn Fürstenberge den Heldentod fürs Vaterland. Von fünfzehn Trautmannsdorfen, die damals gegen Ottokar, den „ringsgefürchteten Leuen", gestritten, blieb nur einer am Leben und dieser Eine fiel vierzig Jahre später mit zwanzig seines Namens in der Schlacht bei Mühldorf unter Friedrich dem Schönen. Herrliche Namen sind es, die immer glorreich wiederkehren in der Geschichte Deutschlands; aber seit einem Jahrtausend hat Oestreich seine blitzendsten Juwelen in seiner Krone, seine Lichtenstein und Dietrichstein, seine Schwarzenberg und Auersperg, seine Königseck und Hardegg und sein getreues Haus Palffy mit vierundneunzig vor dem Feinde gebliebenen Söhnen.

Karl V. sagte: er wünsche sich in seinem Heere spanische Arme, italienische Köpfe, aber

deutsche Herzen, und deutsche Herzen waren es, die bis zum letzten Schlage bei ihren Fürsten ausdauerten; die päpstliche Verdammungsbulle traf den Kaiser und bedrohte auch den Unterthan mit zeitlicher und ewiger Pein, wenn er sich nicht loßriß vom Landesherrn, aber er hielt fest, denn er fürchtete weniger den Schrecken des Bannstrahls als den Fluch der Treulosigkeit; und deutsche Herzen waren es, die durch zwanzig Jahre des hartnäckigsten Krieges dem geliebten Herrscherhause übermenschliche Opfer brachten, deutsche Herzen, die im Schimpf der Knechtschaft brachen und für die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes in der Fremde verbluteten, und deutsche Herzen, die auf den Gletschern und in den Schneeschluchten der Alpen einsam ausklopften.

Tirol, wildkräftiges Land! es war eine Zeit, in der deine Heiligenbilder weinten, dein Herrgott vom Kreuze herunterwinkte und nächtlich, hoch auf den Felsklippen, ernstmahnende Gestalten standen, als seien die Geister Martin Ster-

zing's und seiner Getreuen ihren hundertjährigen Gräbern entstiegen, und deine festen und frommen Herzen verstanden die Thränen, Wunder und Winke. Der Schuß, der dem Sandwirth in die patriotische Brust krachte, widerhallte in den Bergen von Thal zu Thal und ganz Deutschland hörte ihn. Zerstäubt ist lange die Asche deiner Hofer, Straub und Speckbacher, aber deine Treue, du biederes, einfaches Hirten- und Heldenvolk, wird ewig leben und der Kriegerstand spiegle sich daran!

Tapferkeit.

So wehr' ich mich ohn' alle Scheu,
Reiß' und beiß' wie ein brüllend Leu,
Daß, wenn ich mich nicht soll erwehren,
Doch sterben mag für'm Feind mit Ehren.
Froschmäußler.

Die Blume der Mitte, nämlich das chinesische Reich, stellt fast zwei Millionen streitbare, aber streitunfähige Männer; denn ob sie auch das Pulver früher noch als die Deutschen erfunden haben, so wissen sie es doch nicht viel besser zu verknallen als bei Kunstfeuerwerken. Ihre Waffenübungen bestehen darin: in großen Massen, mit einer Art Ameisenbehendigkeit, zu Rosen- und Tulpenformen zusammenzulaufen und so das Auge Seiner schwefelgelben Majestät, des Sohnes des Himmels, zu letzen. List und Verschlagenheit gelten ihnen als einzige

moralische Kriegereigenschaften, der Muth ist durchaus verboten, Kühnheit verdient das Bambusrohr und Verwegenheit wird, wie ein schimpfliches Verbrechen, sogar mit dem Tode bestraft. Da hatte das kleine Häuflein der „rothhaarigen Barbaren", bei denen das Sprichwort im Schwunge geht: „Mannheit ist stärker als Männigkeit" und deren brave Herzen ebenso vieler Kanonen werth sind, allerdings leichteres Spiel als in Sind und Beludschistan, wo sich die Tapferkeit der Tapferkeit gegenüberstellt und der Feind den Muth noch schwerer sinken läßt als seine Waffen.

Muth scheint bei den alten Deutschen die einzige Tugend gewesen zu sein, die den Himmel verdiente, Feigheit war ihnen das schändlichste Laster. In Walhalla, mit den Helden Odin's, verbecherten die im Kampfe gefallenen Krieger ein Leben voll Glück und Wonne; aber ins Schattenreich, zur finstern Hela, wo Eiskälte der Wohnort, Hunger die Schüssel, Mangel das Messer und Auszehrung das Bett war,

wurden Diejenigen verwiesen, die den Tod nicht in der Schlacht fanden, oder besiegt sich nicht selbst tödteten.

Muth ist das Bewußtsein eigener Kraft, jene feste Zuversicht, wie Schiller's Moor ausrufen zu können: Ich fühle eine Armee in meiner Faust. Muth ist die heiße Begier die Kraft zu erproben und die Seelenstärke im Unternehmen, Ausdauern und Ertragen. Furchtlosigkeit — oft eine Folge von Unkenntniß der Gefahr, von moralischer Indolenz, von Spleen oder Phlegma — ist noch nicht Muth, und dieser (im militairischen Sinne) noch nicht Tapferkeit. Für den Krieger ist der Muth nicht mehr als Schuldigkeit und Pflicht, Tapferkeit aber Tugend, und ein kriegerisches Volk, wie die Römer, hatte für beide Begriffe nur einen Ausdruck: virtus.

Der tapfere Soldat weiß den Muth festzuhalten, er hat die Standhaftigkeit, Dasjenige aus- und durchzuführen, was ihm befohlen wurde, oder was er für nothwendig erkannte; er trifft stets den rechten Augenblick, sein Leben

in die Schanze zu schlagen, aber er thut es niemals ohne Verstand und ist Löwe und Fuchs zugleich.

Todesverachtung hat auch der Wilde, wenn ihm der Mund nach den Menschenbraten wässert, die er nach dem Siege zu verzehren denkt; Muth besitzt auch das Weib, wenn es als Mutter zur gereizten Tigerin wird und als Gattin oder Jungfrau mit dem geliebten Manne leidet und stirbt; kühn sind auch alle die schlechten Seelen und Schützen, die dem Friedens-Napoleon in den Tuillerien um die Ohren knallen; verwegen sind endlich auch die Seiltänzer und Dachdecker; aber tapfer ist nur der Soldat.

Unnöthiges Lebenswagniß in der Schlacht heißt Tollkühnheit; sie kennt keine Ueberlegung, oft nicht einmal den Gehorsam und bringt selten Nutzen, aber meistens so viel Schaden als die Unentschlossenheit. Karl XII., der seine Kriegereigenschaften fast bis zur Carricatur übertrieb und sich in Varnitza (auf der türkischen „Löwenjagd") zuerst wie ein Held, dann wie

ein überwältigter Bandit vertheidigte, und endlich wie ein boshaft zappelndes Kind wehrte, wird von der Geschichte nur deshalb der königliche Abenteurer genannt, weil bei ihm Muth und Klugheit in keinem Gleichgewichte und er tapfer war, wo er es nicht hätte sein sollen.

Blinde Herzhaftigkeit, das sogenannte Drauflosgehen, gebührt dem untern Soldaten, der im Kriege mehr oder weniger Maschine ist; zu des Offiziers Eigenschaften gehört der Muth eines unternehmenden Geistes, eine unbeugsame, durch kein Unglück zu erschütternde Standhaftigkeit, Ruhe im Kampfe, schnelle Entschlossenheit in der Gefahr und das ist Tapferkeit. Aber es kommt wol auch der Augenblick, in dem selbst der Feldherr zeigen muß, daß ihm das Herz am rechten Flecke sitzt. Christian Lobkowitz warf sich in dem Treffen bei Saar seiner weichenden Truppe entgegen und stieß drei Hauptleute, die seiner Stimme nicht gehorchten, mit eigener Hand nieder. Prinz Eugen steigerte seine Tapferkeit nicht selten bis zur Verwegenheit und schon

seine dreizehn Wunden bezeugen zur Genüge, daß er kein Feuer scheute; aber die kaltblütigste Besonnenheit verließ ihn nie, selbst nicht bei dem heldenmüthigen Pagenstreich vor Belgrad, da er der Erste die Bresche hinauflief.

Der „deutsche Soldat" erinnert sich einer Anekdote, die ihm — er weiß nicht mehr — über Chasteler, den Hormayr den östreichischen Ritter ohne Furcht und Tadel nennt, oder über den umsichtigen, kühnen Hiller, erzählt wurde. Der General gewahrte nämlich beim Abreiten seiner Vorposten, daß ein Häuflein Jäger, welches ein kleines Haus an einem besonders wichtigen Punkte besetzt hatte und dadurch zur Zielscheibe der feindlichen Schützen wurde, zu wanken anfing. Er stieg vom Pferde und begab sich selbst an die gefährliche Stelle. „Nicht ans Fenster, Ew. Excellenz!" rief ihm der Offizier zu, aber Jener, während die Kugeln neben ihm einschlugen, antwortete: „Fürchten Sie sich? Ich nicht!" Der französische Commandant, solche Todesverachtung bewundernd, hieß mit dem

Schießen inne halten, ließ seine Leute präsentiren und salutirte vor dem Helden. Der General dankte freundlich hinüber, saß zu Pferde und ritt langsam weiter, aber die Jäger hielten tapfer aus bis in die sinkende Nacht.

Jedes Heer hat seine Helden, allein die Einsicht von oben muß sie zu finden und zu brauchen wissen. Wallenstein verstand es, Isolani und Holk ihre Rollen zuzutheilen; Friedrich der Große hatte die Marwitz und Winterfeld für den Gedanken, die Ziethen und Seidlitz für die That und einen Prinz Heinrich, einen Ferdinand von Braunschweig für Beides, und Napoleon verwendete Murat und Ney ganz anders als Berthier und seinen Freund Bessières. Alle Völker sind mehr oder weniger brav und feig, je nachdem sie angeführt werden: die Franzosen haben ihr Roßbach so gut als ihre Pyramidenschlacht; die Engländer ihr glorreiches Blenheim, wie das schimpfliche Wettrennen von Patay; auch die Neapolitaner, diese Hasen aller Zeiten, fochten wie Löwen unter Speziale und dem

Cardinal Ruffo, und welch Heldenvolk waren selbst die Juden unter Josua, David und Makkabäus; freilich ist es lang her seitdem!

Bei Moorgarten, bei Sempach, Näfels, Murten und Nancy siegten die schweizerischen Hirten über Herrn und Ritter, aber bei Pavia sind sie „mit großem Spott geflohen, auff die Knie gefallen, die Wehr von ihnen geworffen und gnad begehrt," erzählt Herr Georg von Frundsberg.

Bei Pharsalus stritt der Römer gegen den Römer, Pompejus und sein Ruhm gegen Cäsar und sein Glück; auf beiden Seiten die stolzen Legionen, die Besieger der Welt; auf beiden Seiten kampfglühende Hülfstruppen, Herz gegen Herz, Tapferkeit gegen Tapferkeit, Ehrgefühl gegen Ehrgefühl, dennoch endete die Schlacht für Pompejus durch die Flucht. „Ins Gesicht haut!" rief Cäsar seinen Cohorten zu und die eleganten jungen Herrn, Narben und Schrammen fürchtend, gaben lieber den Sieg am Schlachtfelde auf als jenen bei den schönen römischen Damen.

Feigheit — als unverschuldeter Mangel an Muth, als angeborene unfreiwillige Schwäche und instinctartiger Drang Leben und Gesundheit in Sicherheit zu bringen — kann zwar dem ruhigen, friedlichen Bürger nicht als Verbrechen angerechnet werden, aber in unserm Stande verdient sie immer den Tod, weil der feige Soldat unwürdig ist länger zu leben.

Wer bei den alten Deutschen seinen Schild im Stiche ließ, der war ausgeschlossen von den Volksversammlungen und dem Gottesdienste; den wirklich Feigen aber erstickte man im Schlamm, damit er den Augen seiner braven Gefährten auf immer entzogen würde. In Frankreich schnitt man sonst den Ausreißern Nase und Ohren ab und nagelte diese an den Galgen; in Dänemark war der Feldflüchtige Zeit seines Lebens vogelfrei und nach dem ältern holländischen Kriegsrecht war selbst jeder gemeine Soldat berechtigt, seinen fliehenden Kameraden auf der Stelle niederzumachen. Der deutsche Landsknecht, dem die Feigheit bewiesen werden konnte, verfiel dem

Tode durch das Spießrecht; in Preußen mußte der „Schröckhase" drei Tage hintereinander Gassen laufen und erlebte selten das dritte Mal, und wenn auch heutigen Tags derlei barbarische Strafen aus dem militairischen Gesetzbuche ausgeschlossen sind, so trifft doch noch bis zur Stunde die schimpflichste Strafe, der Strang nämlich, das schimpflichste Verbrechen, dessen sich der Soldat theilhaftig machen kann.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oestreich, Bischof zu Passau, Straßburg, Olmütz und Breslau, Hoch- und Deutschmeister und kaiserl. Generalissimus, stellte im Jahre 1642 ein grauenhaftes Beispiel militairischer Gerechtigkeit auf. Er hatte die Schweden aus Schlesien und durch die Lausitz bis nach Sachsen gedrängt; hier war es, wo in der blutigen Schlacht bei Breitenfeld seine Truppen sich „des abscheulich spöttlichen Lasters des Ausreißens" theilhaftig machten, namentlich das Madlov'sche Reiterregiment zuerst das Feld verließ und weder durch das heldenmüthige Beispiel des Feldherrn, noch

durch seine und anderer ehrlichen Generale und Obersten Bitten und Drohungen zum Stehen gebracht werden konnte. Einige Zeit nach der Schlacht ließ der Erzherzog sämmtliche Fähnlein ausrücken, nahm das Madlov'sche Regiment in die Mitte und befahl ihm abzusitzen und die Waffen niederzulegen. Darauf wurden die drei Stabsoffiziere dem Kriegsrecht übergeben, die Fahnen durch den Scharfrichter verbrannt, die Degen zerbrochen, aus den Regimentskanonen Galgennägel geschmiedet, die Rittmeister und Lieutenants mit dem Schwerte hingerichtet, die Cornetts, alle Unteroffiziere und von den Gemeinen jeder zehnte Mann auf freier Landstraße aufgeknüpft, die Uebrigen für offenbare Meineidige, Schelme und Bösewichter erklärt und der Name dieses Regiments „aus der löblichen Armee vertilgt und ausgerottet."

Ein zweites Beispiel dieser Art ist die im Jahre 1693 erfolgte Ehrlosmachung des General-Feldmarschall-Lieutenant von Heitersdorf (welcher die Stadt und Festung Heidelberg

ohne sondere Noth an die Franzosen übergeben) „und ist derselbe zwar ad mortem condemnirt worden, aus sonderbahrer Gnad aber Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, des Herrn Marggrafen von Baaden-Baaden, ihme das Leben, jedoch auf seine gethane selbsteigene Wahl geschenkt, und nachdeme man demselben das Ordenskreuz vom Halß gerissen, den Degen, wie gebräuchlich, zerbrochen, wurde er vom Scharphrichter seinen Knechten übergeben, die ihn mit ein paar Maulschellen empfingen und auf einem Schinderkarren, in dem Kaiserlichen und der Hoch-Allirten Feld-Läger bey Heylbrunn durch die gantze Armee und außer Land geführt". Welcher ehrliebende Soldat hätte da nicht tausendmal den Tod vorgezogen?

Im Jahre 1704 ist wegen Uebergabe des Schlosses Altsohl an die Türken folgendes Urtheil gesprochen worden: Obristlieutenant Peter von Guethem, als Commandant, vom Leben zum Tode mit dem Schwerte hingerichtet, die Hauptleute Schwabelecker und Ackel ihrer Charge

entsetzt und ein halbes Jahr Profoßenarrest in Eisen.

Im selben Jahre wurde Graf Arco, Commandant zu Alt-Breisach, aus gleicher Ursache enthauptet und General Marsigli mit Zerbrechung des Degens aller Ehren und Aemter entsetzt.

Während des östreichischen Erbfolgekriegs übergab Platini, der bairische Commandant des passauer Castells Oberhaus, dasselbe ohne Schwertstreich dem Feldmarschall-Lieutenant Graf Khevenhüller, wofür ihm später der Prozeß gemacht und ihm der Kopf vor die Füße gelegt wurde.

Und ebenso traurig war das Schicksal des Grafen Ferdinand Hardegg, der Raab zwar männlich gehalten, aber ohne die äußerste Noth übergeben hatte. Ihn rettete nicht, daß er einer Familie angehörte, die seit dreihundert Jahren in unerschütterlicher Treue dem Kaiserthrone nahe stand; auf schwarzbehangenem Blutgerüste am Hof zu Wien verlor er im Jahre

1595 die rechte Hand und den Kopf durch das Henkerschwert.

Es ist psychologisch merkwürdig, wie verschiedenartig sich Muth und Feigheit (abgesehen von jenen in Ertragung körperlicher und moralischer Leiden) in einer und derselben Persönlichkeit aussprechen und heterogen gegenüberstehen können. Leute, die zu Pferde ihren besten Hals mit kaltem Blute an einen Planken- oder Grabensprung setzen, sind kaum bis über die Knöchel ins Wasser zu bringen; Andere, die sich für ihr Leben gern auf Fechtböden herumtreiben, verlieren doch gleich die Schneide, sobald ihr Säbel eine hat; Helden in der Schlacht beben in der Dunkelheit vor einem aufgehangenen, vom Winde bewegten Leinentuch und dem keckſten Krakeeler, der vor einer auf ihn gerichteten Pistole keine Augenwimper rührt, winseln die Gedärme, wenn die Kanonen ernsthaft brummen. Karl XII., tollkühn bis zum Wahnsinn, zitterte vor einem Krebse; dem Friedländer brach der Angstschweiß aus, sobald er einen Hahn krähen

hörte; Ulrich von Hutten, die Geißel aller mittelalterlichen Esel, verlor die Besinnung, als er den ersten schreien hörte, und Pappenheim, den Gustav Adolf vorzugweise den Soldaten nennt, der bei Magdeburg voran auf dem Walle war, der bei Leipzig siebenmal den Kampf erneuerte und an dessen Leichnam über hundert Narben gezählt wurden, erblaßte im Todesschreck, als er erfuhr: Tilly habe den Kriegsrath im Hause des Todtengräbers versammelt. Und wenn nun die berühmtesten Helden so sonderbare Abneigungen hatten, warum soll es nicht auch Menschen geben, die, wie Jakob I., in Ohnmacht fallen beim Anblick eines entblößten Degens? Es ist ein ganz erklärbarer Widerwille gegen das Pfeifen der Kugeln, ob sie auch lange nicht so sicher treffen als in Sodoma die Steine, auf denen die Namen Derjenigen eingebrannt waren, die erschlagen werden sollten. Aber freilich auf das Schlachtfeld taugt solch eine angeborene Abneigung ganz und gar nicht, da bringt die Furcht vor dem Tode geradezu an den Galgen.

„Laßt euch todtschießen, oder ich laß euch aufhängen!" rief Wallenstein seinen Kriegern zu.

Die eigentliche Kampflust — gestehen die alten Soldaten — spricht sich nicht immer gleich lebhaft aus; selbst der Tapferste ist nicht jeden Tag derselbe Held, und Napoleon behauptete: man soll nicht sagen Dieser oder Jener ist brav, sondern Dieser oder Jener ist da und da brav gewesen. „Es kann nicht ein Jeglicher das Gepölder leiden", sagt Herr Lazarus Schwendi, die erste Bombe, die neben dem Neuling einfällt, macht besondere Wirkung, die Feldscherer verbieten an Schlachttagen nichts strenger als unreifes Obst und sauere Milch und alte Soldaten sehen das Kanonenfieber der jungen, wie Seeleute die Seekrankheit, als unvermeidlich an. Bei der Belagerung von Schweidnitz durch König Friedrich hatte eines seiner Regimenter so kindische Bursche in seinen Reihen, daß sie bei einem feindlichen Ausfall aus Furcht zu weinen anfingen. Ihr alter Oberst rief ihnen zu: „Weint Kinder, so viel ihr wollt, aber

schießt, ihr Sakermenter, dann wird Alles gut gehen!" Und bei Lützen, im letzten Freiheitskriege, waren es doch gerade die jungen Preußen, die durch ihre Unerschrockenheit die Bewunderung von ganz Europa erregten, ob sie auch das Schlachtfeld zum erstenmale betraten.

Der Ehrgeiz unterstützt die Nerven; die Tapferkeit des Kriegers hat ihre Wurzel tiefer als im persönlichen Muthe, nämlich im Pflicht- und Ehrgefühl, und wenn da nichts wackelt, so steht der ganze Mann wie eine Mauer. Carrion Nisas erzählt darüber eine hübsche Anekdote: Ein gewisser General bemerkte während der Schlacht einen Obersten vor der Fronte seines Regimentes, dessen Gesichtsfarbe ihm blässer als gewöhnlich schien. Um sich genauer zu überzeugen, ritt er zu ihm und bot ihm eine Prise Tabak. Der Oberst, der seine Absicht merkte, griff ruhig nach seiner eigenen Dose, in welcher Spaniol war und sagte, indem er sie Jenem hinreichte und ihm fest in die Augen sah: „Er ist blässer als der Ihrige, aber ebenso stark."

Wirkliche Feigheit wird schwerer geheilt als der Trunk und doch zieht sie meistens den Untergang nach sich, denn der Tod flieht nur die Braven, aber wo der Genius des Muthes eine Truppe verläßt, da beginnt der Würgengel erst recht seine Arbeit. Das berühmte Kreuzheer, welches 1431 unter der Anführung dreier Kurfürsten, einem Cardinal, mehren Bischöfen, dem Herzog von Baiern und andern Reichsfürsten gegen die Hussiten geschickt wurde, gibt uns ein Beispiel davon. Dieses ungeheure Heer konnte nur verwüsten, aber schon beim Anblick der Böhmen ergriff es die Flucht. Prokop's verfolgende Scharen tödteten über siebzehntausend Mann; dreitausend schwer beladene Wagen, hundertfünfzig Kanonen, des Cardinals Hut und die päpstliche Kreuzbulle fielen in ihre Hände.

Anders hielt sich der tapfere Clerfayt nach der Schlacht von Jemappes, in welcher der Herzog von Sachsen-Teschen eine Niederlage erlitt. Ob auch von der Uebermacht der Neu-

franken gedrängt, ob auch fast nur mit Säbel und Bajonnet gerauft wurde, verlor er doch bei seinem Rückzuge keine einzige Fahne und nur einige Kanonen. Die Schlacht von Zorndorf, im siebenjährigen Kriege, liefert eines der wenigen Beispiele, da ein mehrstündiges, wildes, hartnäckiges Gemetzel stattfand und beide Theile, wie vom persönlichen Hasse getrieben, bis in die sinkende Nacht ausdauerten. „Wir geben kein Quartier"! schrien die Preußen, „und wir auch nicht!" die Russen.

Die größte Tapferkeit zeigt sich in der Behauptung fester Plätze, es ist der Muth die Gefahr zu erwarten. „Sire! es gibt keinen Platz, der schwach ist, wenn Männer ihn vertheidigen", sagte Bayard zu seinem Könige und bewies es ihm bei dem elend befestigten Mezières. Der Angreifende hat stets den halben Erfolg für sich und — wie Matthias Corvinus sagt — zwei Freunde in der Festung: den Hunger und die Zwietracht, und eben deshalb hat der Vertheidigende alle Entschlossenheit, allen Muth

und Enthusiasmus seines Standes nöthig, um in Noth und Elend seine Ehre und Pflicht festzuhalten und dem Tode in jeder Gestalt ins Auge zu sehen. Welcher Krieger gedenkt nicht der glänzenden Namen eines Salm und Stahremberg in den wiener Belagerungen durch die Türken, eines Niclas Jurisics in Güns, eines Watgenau, des unerschrockenen Vertheidigers von Philippsburg und eines Echaluce im Fort Montguich?

Capitulationen sind ansteckend wie die Furcht und reißen plötzlich, einer bösen Seuche gleich, in den Armeen ein. Die Geschichte der letzten Kriege liefert zu schmerzliche Erinnerungen, um die Beweise für diesen Satz aus ihr zu holen; aber wurde nicht im Jahre 1742 Linz, Passau, Hof, Kehlheim und halb Baiern, fast ohne Schwertstreich, den östreichischen Truppen übergeben? Nur Straubing hielt sich und das brave Ingolstadt, das erst später, trotz der Tapferkeit des Grafen Granville, seines Commandanten, die Thore öffnete. Aber auch ein einziges Beispiel

der Vertheidigung auf Tod und Leben erhebt und ermuthigt Alles, deshalb waren die mit der Veste von Szigeth in die Luft gesprengten dreitausend Türken der geringste Verlust, den der Heldenmuth Zryni's dem Feinde verursachte. „Die Welt soll nicht die Leibwache des Königs gefangen sehen", sagte Tauenzien in Breslau, als Rouvroy ungestüm, mit seinen noch ungestümern Bomben, die Uebergabe verlangte. Dieses energische Wort erinnert an jenes des schwedischen Monroe gegen Montecuculi: „In meinen Verhaltungsregeln steht nichts von Uebergabe." Lustig ist die Capitulation des wackern Haudegens Dumesnil, der vor Moskau ein Bein verloren hatte und von Napoleon, dem er einst das Leben rettete, zum Commandanten von Vincennes ernannt war. Als ihn die Russen 1814 zur Uebergabe aufforderten, ließ er ihnen sagen: „Bringt mir mein Bein aus Rußland, so sollt ihr die Festung haben."

Die Vertheidigung von Deligrad unter Haidu Weliko muß als eine der tapfersten betrachtet

werden, welche alte und neue Geschichte kennt. Die Gräben der Verschanzung wurden der braven Serbier Gräber; es fielen tausend bis auf den letzten Mann. Ebenso glorreich ist die Vertheidigung von Candia gegen die Türken, während einer Einschließung von neunzehn Jahren. Zweimalhunderttausend Menschen hatte diese Eroberung dem Halbmond gekostet und er konnte endlich zwar die Mauern, aber nicht die Tapferkeit der Besatzung bezwingen, ein Trümmerhaufe war Alles, was er gewann.

Tapferkeit ist Entschlossenheit und Geistesgegenwart vereint; Entschlossenheit ist Energie und Charakterstärke, Geistesgegenwart ein Kind der Besonnenheit und Kraft. Tapferkeit gibt Ruhe im Kampf, das Bewußtsein der Ueberlegenheit und wächst mit der Gefahr und dem Widerstande.

Welch Wunder oft die Tapferkeit eines Einzelnen zu wirken vermag, bewies General Quesada in Madrid. Er war das Haupt der gemäßigten Reformpartei wider die Exaltados un-

ter Alcala Galiano, Calatrava und Isturiz, und als der Aufstand der Milicia urbana ausbrach, als der wüthende Pöbel durch die Straßen wogte und selbst der größere Theil der Truppen bereits übergegangen war, sprengte er, nur von einigen Reitern gefolgt, mitten in das Volk, warf Alles nieder was sich ihm entgegenstellte, verbreitete Angst und Schrecken unter Tausenden, behauptete — die um seinen Kopf sausenden Kugeln verachtend — kaltblütig den Platz und hielt so die Revolution um einen ganzen Tag auf. Allein, endlich fiel der Held, und zerrissen und geschleift vom Pöbel, sang das Volk am andern Morgen:

Was ist's, das dort herunter
Vom Hügel kommt gezogen?
Geschleppt von einem Hunde,
Sind es Quesada's Knochen.

Noch ein schlagenderes Beispiel, wie Entschlossenheit und Geistesgegenwart der Masse gebieten, gab Kaiser Nikolaus beim Antritt seiner Regierung, als der größte Theil der petersburger

Garnison, namentlich seine Garden, in vollem Aufruhr gegen ihn standen. Wie der Cherub mit flammendem Schwerte kam er auf den Platz gejagt. „Zurück in eure Reihen!“ rief er den Rebellen zu und sie gehorchten. „Auf die Knie!“ donnerte sein zweites Wort und es geschah. Dann ritt die hohe, kriegerische Gestalt, todtenbleich, aber fest und mit durchbohrendem Auge, langsam die Front hinunter; die Revolution war besiegt und ein gerechtes Strafgericht begann.

Der Tod am Schlachtfelde.

Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Starb sel'gen Tod auf grüner Haid',
Dem Vaterland zu Gute;
Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid', im freien Feld,
Nicht hört er groß Wehklagen.
Schlachtlied.

Wenn Cicero sagt: das ganze Leben des Weisen ist eine Todesbetrachtung, so sagen wir: das ganze Leben des Kriegers ist eine Todesverachtung, oder sollte es wenigstens sein! Wir hätten nicht das Leid, uns bei Vertheilung des Kriegerruhms um dreißig Jahre verspätet zu haben, nicht den Mismuth einer verfehlten Bestimmung, nicht die quälende Besorgniß unser Ziel nie mehr zu erreichen; aber wir hätten entweder die Hoffnung, endlich den schönen Tod eines Pappenheim und Turenne sterben zu

dürfen, oder einst die Beruhigung, wie der brave Invalidengouverneur Moncey, der zweiundsiebenzig Jahre den Degen an der Seite trug, am Todtenbette sagen zu können: „Ich wünsche jedem Soldaten, daß er seine Laufbahn vollende wie ich.“

„Senor, ich habe einen schönen Traum geträumt“, waren die letzten Worte des Marschalls von Sachsen zu seinem Doctor. Und wenn das Leben ein Traum ist, so gibt es keinen schönern als den einer vollkommen ausgefüllten Existenz, in welcher es dem Menschen vergönnt ist, sich frei zu bewegen in seinen wirklichen und wichtigsten Pflichten, einer Existenz, die verklärt ist durch den Lichtgedanken: auch noch nach deinem Tode wird dein Name dauern! Und so ein Dasein, solch einen Lebenstraum hat der Krieger nur im Kriege und schneller und ruhmvoller kann er ihm nicht geendet werden als durch den Tod in der Schlacht.

Von den drei livonischen Regimentern, die im Jahre 1636 durch den Grafen von Hatzfeld

in Tangermünde überfallen wurden, fielen Alle den Heldentod bis auf den letzten Mann; welcher Soldat wünschte im ähnlichen Falle, Pardon zu nehmen und als Einziger lebend zu bleiben? Einhundertundfünfzig Generale des kaiserlichen Heeres — seit Errichtung eines stehenden — durften dem Fürsten und Vaterlande ihre Treue mit dem Leben besiegeln, darunter drei Braunschweige, drei Fürstenberge, zwei Lothringen, zwei Lichtensteine, zwei Palffy, drei Auersperge, drei Breuner, ein Würtemberg, ein Sachsen-Gotha und ein Schleswig-Holstein. Feldmarschall-Lieutenant Graf Strozzi, „der türkische Schrecken", stand eben im Siegsjubel vor seinen Truppen, um ihnen im Namen des Kaisers und des Vaterlandes für ihre Tapferkeit zu danken, als die letzte Kugel herübersauste und ihm durch den Kopf flog, daß er laut- und leblos vom Pferde sank; konnte ihn der Tod in einem schönern Augenblicke treffen? Als Ernst von Mansfeld, der erbitterte und gefürchtete Feind des östreichischen Hauses, der „oft geschla-

gen, aber nie überwunden wurde", in einem Dorfe bei Zara sein Ende herannahen fühlte, rief er aus: „Der Tod hat mich in der Schlacht gescheut, er soll mich wenigstens gerüstet und nicht am Krankenlager finden." Darauf zog er seinen Waffenrock an, schnallte das Schwert um und, auf zwei seiner Gefährten gestützt, erwartete er den letzten Augenblick seines Lebens. Mit achtzehn Wunden bedeckt, lag der junge hoffnungsvolle Oberst Heister auf dem Wahlplatz von Belgrad, wie später der jugendliche Caulaincourt bei Moskau, „dem Siege und dem Tode zugleich in die Arme gefallen."

Schande und Thorheit ist es, vor dem Gedanken und Bilde des Todes zu zittern und wer die Furcht vor dem Tode nicht überwinden kann, der werde in Gottes Namen Prälat, aber nicht Soldat, Großwürdenträger, aber kein Waffenträger, Hof- und Kammerrath, wenn es ihm beliebt, nur nicht unser Kamerad. Was unvermeidlich ist, dem tritt die Männlichkeit keck entgegen. Feuer! riefen Hofer und Ney, der Eine

im Triumphe des Märtyrerthums seiner guten Sache; der Andere in der Furchtlosigkeit eines Soldaten, den der Held der Helden den Tapfersten der Tapfern nannte. Was alle Menschen vor uns aus dem Stegreif getroffen, das Sterben nämlich, das treffen auch wir; aber ein wehmüthiges, demüthigendes Gefühl überschleicht den Krieger, wenn er denkt, daß er nicht ritterlich auf seinem Schilde und auf der schönen grünen Wiese, wo eherne Schlünde ohne Zungen an seinem Lager beten, wo der Pulverdampf sein Weihrauch, und ein Baumstamm sein Grabstein ist, daß er nicht am Bette der Ehre durch einen rechtschaffenen Schuß, Hieb oder Stich fallen soll, wie es dem braven Kriegsmann ziemt, sondern daß er, durch Schwefelleber und Nießwurz hingerichtet, elend eingehen muß, das Federbett unter dem — wie Luther geradezu und deutlich sagt.

Ja, ehrenvoll ist es dem Krieger in seiner Pflicht zu fallen und wenn du seiner Erinnerung eine Thräne weinst, weil du durch seinen

Tod um einen geliebten Menschen ärmer geworden, so trockne sie schnell bei dem Gedanken, daß ihm ein beneidenswerthes Loos wurde. Gönne dem Verbluteten seinen letzten, höchsten und längsten Ruhm und freue dich, daß er — ob mit Gold- oder Silberlocken, ob im Lenze seines Daseins, wie der muthige Freiheitsänger Theodor Körner, oder im Winter des Lebens, wie der dreiundsiebenzigjährige Schwerin — in vollster Pracht und Kraft und Begeisterung eines jugendlichen Herzens, freudig den Tod umfangen durfte, gleich einer Braut.

Ohne letzte Oelung, oft auch ohne Beicht und Absolution, drückt sich der am Schlachtfeld sterbende Soldat selbst die Augen zu; das Testament seines Herzens, sein letzter Liebesgruß an die fernen Seinen verhallt ungehört im Waffengruß der Streiter; aber das Bewußtsein, für die Ehre seiner Fahne und getreu seiner Pflicht gefallen zu sein, läßt ihn ruhig und getröstet scheiden.

Kurz sind die religiösen Gebräuche vor der

Schlacht, die den Soldaten dem Tode weihen und ihm sein durchsündigtes Leben versöhnen und vergeben. Trommelschläger und Trompeter rufen die Zeichen zum stummen Gebet; der Feldkaplan hebt das Allerheiligste über die Truppe und eingesegnet ist sie für den Würfelwurf des Schicksals. Die frommen Landsknechte knieten ehemals vor der Schlacht nieder und sangen ein heiliges Lied; der Priester schritt durch die Reihen und Mann für Mann empfing das Sacrament des Altars. War zufällig kein Geistlicher zugegen, so nahmen sie statt der Hostie ein Stückchen Brot in den Mund und fehlte es auch an dem, etwas Erde. Den hussitischen Kämpfern sagte man spöttelnd nach, daß der Branntwein bei ihnen die Gestalt des Blutes vertreten habe.

Wie sich übrigens der Soldat an dem Himmel vergangen haben mag, er fühlt es in dem wichtigen Augenblick, in welchem sein Verhängniß den Stab über ihn gebrochen hat, daß ihm Alles vergeben sein muß, weil er seine Lauf-

bahn mit dem größten Opfer, welches er der guten Sache (und in seinem Sinne kämpft er niemals für eine andere) bringen kann: mit dem Verluste seines Lebens, schließt. „Wer in der Schlacht fällt", sagt der Koran, „fällt sündlos, am Tage des Gerichts schimmern seine Wunden wie Purpur und duften wie Moschus." Bei kriegerischen Völkern gibt der Volksglaube den vor dem Feinde gebliebenen Kriegern gerne den ersten Platz in der ewigen Seligkeit und selbst wo die Priesterkaste dem Soldatenstande an Macht überlegen ist, begnügt sie sich willig mit den Freuden des irdischen Jammerthals und läßt uns den Vortritt im blutig verdienten Jenseits. Die im Kampfe gefallenen Mohammedaner sitzen mit reizenden Houris im Paradiese, die alten Germanen bei Methbechern im Asgard, die einstigen Mexikaner verwandelten sich nach dem Schlachtentode in Kolibris und schwebten allsogleich der Sonne entgegen und dem christlichen Helden reißt sein heiliger Petrus die Himmelspforten weit in den Angeln auf.

Wenn auch nicht die Büste jedes Deutschen, der während den letzten Freiheitskriegen gefallen, in der bairischen Walhalla steht, wenn nicht überall ein prunkender Obelisk die Gräber von Kulm bis zum Montmartre deckt, oder das Monument eines Helden unerkannt verloren ginge — wie das des Feldmarschall-Lieutenants Franz Mercy (dem der Feind die Worte in den Stein grub: Sta, Viator, heroëm calcas) durch zwei Jahrhunderte in einem Dorfe als Futtertrog diente — die Geschichte des Vaterlandes bewahrt sorgfältig jeden ruhmvollen Namen und schließt bei Vertheilung ihrer Lorbeerkränze selbst den untersten Landwehrmann nicht aus.

Wer vor dem Feinde stirbt, stirbt nie; der Tod in der Schlacht ist — wie Heinse sagt — eine freie Bahn auf die edelste Art in die Geisterwelt aus diesem Chaos von Unwissenheit. Eine Schmach ist es länger zu leben als man hätte leben sollen und entfliehen kann endlich Niemand der holzmaierischen Sense, zehn Jahre auf oder ab, wer wird da schachern?

Der Soldat ist dem finstern Azrael, dem schweigenden Engel mit der umgekehrten Fackel, früher und plötzlicher preisgegeben als jedes andere Menschenkind, aber der Gedanke an den Tod soll ihm nicht Kraft und Lust fürs Leben rauben. Mit gedämpftem Klang der Trommel, mit dem Trauermarsch, geleiten wir den einberufenen Kameraden in das kleine, dunkle, letzte Stand-Quartier, aus dem ihn keine Vergatterung mehr aufweckt bis zur allgemeinen Allarmposaune, zur großen Tagreveille am jüngsten Gerichte. Der Sarg poltert hinab, wir werfen ihm Erde und wol auch eine Thräne nach und die Schüsse, die das Ohr des ewigen Schläfers nicht mehr hört, donnern das Requiescat in Pace. Aber wir wischen uns die Augen aus, setzen die Hüte und Tschakos auf und mit klingendem Spiele, wie zum fröhlichen Feste, wird abmarschirt. Das heißt: genug habt ihr an den Tod gedacht, gebt euch dem Leben wieder und seinen Pflichten.

Todesverachtung schließt nicht Lebenslust aus,

denn das Leben steigt im Werthe, wenn man darum kämpfen muß. Der wahre Kriegsmann hat nicht die Lebensverachtung des milzsüchtigen Engländers, der heute noch nicht weiß, ob er sich morgen morrisonische Pillen oder bleierne durch die Gurgel jagt; dem Soldaten scheint das Leben nur gegen den Preis gering, den er sich durch dessen Verlust erwirbt; darin liegt der Reiz, seine Haut täglich zu Markte zu tragen und darin das stolze Selbstgefühl, das ihn „herunter von seinem Thier leicht wegschauen läßt über das Gehudel unter ihm.“ Er lernt das Leben erst recht schätzen, wenn es auf der Degenspitze schwebt, die gegen ihn gezuckt ist, und deshalb sei ihm auch vergönnt es zu gewissen Zeiten doppelt zu genießen und in Strömen auszugießen, weil ihm vielleicht morgen schon die nächstbeste Faust oder Kugel den Hahn zudreht auf immer. Wir Andern, Knechte des Friedens, fühlen es recht schmerzlich, wie ruhm- und doch so ruhlos, wie nichtig, ungewichtig und nüchtern uns das Uhrwerk sich ab-

spielt, das man Leben nennt; darum die Lebens- unlust und Müdigkeit, die man heutzutage so häufig in unserm Stande findet. Die lange Ruhe erlaubt kein Ausruhen, der Friede läßt uns nicht in den Fall kommen den Tod verachten zu können, und so achten wir auch das Leben nicht.

Todesverachtung ohne Zweck ist keine militairische Tugend; sie erinnert selbst im Angesicht des Feindes an den Windmühlen-Ritter von La Mancha. „Ob Er sich todtschießen läßt oder nicht, das ist egal, die Bataille ist verloren!" sagte der alte General Hülsen zu dem jugendlichen Dictator Wedel, als dieser nach dem unglücklichen Treffen bei Kay — in welchem er König Friedrich's Erwartungen keineswegs entsprach — sich verzweifelnd den russischen Feuerschlünden entgegenstürzen wollte. Aber Todesverachtung in der Schlacht, wenn sie auch nicht durch die Nothwendigkeit einer freiwilligen Aufopferung des Lebens (wie Arnold von Winkelried's: Ich will euch eine Gasse machen)

hervorgerufen wird, ist niemals zwecklos, sobald sie sich auf eine Idee gründet, welche die moralischen Eigenschaften einer Truppe belebt und hebt. Bekannt ist Suwarow's Todesverachtung bei Kinburn, da er, obgleich schwer verwundet, sich vor den fliehenden Kosaken vom Pferde warf und ihnen zurief: „Lauft nur, lauft, und gebt euern General den Türken preis!" Ein ebenso glänzendes Beispiel gab der junge Prinz Karl von Lothringen — der später bei Luzzara durch eine feindliche Kugel fiel — in der durch den großen Lothringen-Bar gewonnenen Schlacht bei Mohatsch. Sein Regiment hatte im Feldzuge gegen die Türken schon einige Male zweideutige Beweise von Tapferkeit gegeben und selbst die Leibstandarte verloren; als nun die feindlichen Reiter mit ihren Lanzenfähnlein vor den Kaiserlichen herumplänkerten, stürzte sich der Prinz plötzlich mit dem Ausruf: „Ich muß meinem Regimente eine Standarte holen!" auf einen derselben und obwol ihm dieser die Lanze in den Leib stieß und mehre seiner Gefährten

zur Hülfe herbeisprengten, hieb ihn der junge Held doch vom Pferde und flog zu seinem Regimente zurück. Hier erst zog er sich das Fähnlein aus dem Leibe, überreichte es seinem Fähndrich und sagte: „Bewahre die neue Standarte besser, sie ist mit meinem Blute gezeichnet.“

Niemals aber ist Todestrotz mehr an seinem Platze, als wenn ihn die Waffenehre gebeut; ewig denkwürdig daher muß jedem Kriegerherzen die feste, männliche Antwort sein, die Ibrahim Aga, Häuptling der Arnauten und Mauritanier, dem General Bonaparte im ägyptischen Feldzuge gab, als dieser ihn eingeschlossen hatte und Auslieferung der Waffen verlangte: „Wir ziehen den Tod der Schande vor und sollten wir bis zum letzten Mann zu Grunde gehen, so werden wir uns nie zu solch schimpflicher Bedingung verstehen. Dies ist unser letzter Entschluß, wenn er dem General nicht gefällt, so ergeben wir uns in die Fügung Gottes, unsers größten Herrn.“

Der Feldherr.

Seht auf der Trommel ihn sitzen,
Seht wie die Augen ihm blitzen,
Er macht den Plan!
Der deutsche Alcibiades.

Militairische Genies — mit der Feder hinterm Ohr — die mehr Kriegswissenschaften als Wissenschaft vom Kriege im Kopfe haben, beurtheilen natürlich Feldherrn und Schlachten unerbittlich streng, ohne gerade selbst im Stande zu sein ein Glied zu exerciren oder eine kleine Schleichpatrouille pfiffig zu führen, oder eine andere Fouragirung vorzunehmen als täglich ihre eigene. So schrieben Shakespeare und Schiller zwar klassische Dramen, waren aber erbärmliche Schauspieler. Der „deutsche Soldat" — der bereits so viele Dienstjahre hinter sich hat, als der Sieger von Aspern Lebens-

jahre zählte, da er sich bei Aldenhofen schon ein schönes Kränzlein Lorbeer und den Theresienorden holte — ist sogar anmaßend genug sämmtlicher hohen Generalität Deutschlands unfehlbare Mittel an die Hand zu geben, große Feldherren zu werden, obgleich er selbst dem Korporal noch immer viel näher steht als dem General. Freilich muß er es sich gefallen lassen, wenn ihm Jemand im Laufe dieses Kapitels plötzlich den guten Rath ertheilt, den einst auch Apelles einem ästhetischen Schuhflicker bei der Beurtheilung seines Gemäldes gab.

Geistige Kraft beherrscht die materielle; die Gewalt großer Charaktere besiegt endlich jeden physischen Widerstand, wie Hannibal Felsen durch Essig erweichte und für seinen Alpenübergang aushauen ließ. Die moralische Stärke eines Heeres gewinnt die Schlachten, nicht die Ueberlegenheit an Zahl der Truppen. Karl XII. hatte bei Narwa nur achttausend Mann, der russische Feldherr Croy, außer sich selbst, gerade um eine Null mehr, wurde aber gänzlich auf-

gerieben. „Möge er uns nur schlagen", sagte Peter der Große, als er das Unglück vernahm, „endlich lernen wir ihm den Sieg doch ab." Und so war es auch, bei demselben Narwa wetzte der Czaar vier Jahre später die Scharte aus und bei Pultawa hatte seinen Feind „das Schicksal Phaeton's" getroffen. Friedrich der Große will eine kleine, aber bewegliche, von Muth und dem besten Willen beseelte Armee. Die berliner Wachtparade, wie General Lachesi spottend die geringe Preußenschar bei Leuthen nannte, erfocht einen der glänzendsten Siege, welche die Geschichte kennt und erst der Ueberfall bei Hochkirch und der Tag von Kunnersdorf vermochten Maria Theresia darüber zu trösten.

Und wenn schon dem Geiste des gemeinen Mannes eine solche Wichtigkeit zuerkannt wird, um wie viel mehr dem des Feldherrn, der die Maschine nach Wort und Winken dreht, der die Seele des ganzen Körpers und dessen eigentlich denkender Theil ist. Ein guter Feldherr wiegt eine Armee auf. Gustav Adolf nannte

den tapfern Arm Bernhard's von Weimar ein Hülfscorps und Guido Stahremberg's Ankunft beim kaiserlichen Heere wurde von Ludwig XIV., der den „großen Capitaine" fürchtete, einer Verstärkung von dreißigtausend Mann gleichstellt.

Cicero, der durch seinen Krieg gegen die Parther bewies, daß er nicht blos mit der Zunge zu schlagen verstand, fordert sechs unumgänglich nothwendige Eigenschaften von einem Feldherrn: Unbestechlichkeit, Mäßigkeit, Redlichkeit, Gemüthlichkeit, Genie und Menschlichkeit. Neuere Kriegsprofessoren, die sich ausschließend das Privilegium und Monopol auf Fabrikation und Verschleiß guter Feldherren zueignen, fügen diesen Eigenschaften noch andere zu, nämlich Jugend und Tugend, Wissen und Gewissen, hohes Ansehen und gutes Aussehen, Verschlagenheit und Verschwiegenheit, Staaten- und Menschenkenntniß und — der Himmel weiß was noch. Marschall Marmont, der den Krieg, wie die Alchymisten ihre Gold schaffende Kunst, in Aegypten gelernt hatte, vor den Mauern von

Paris aber seinem Kaiser die Lection nicht ganz zu dessen Befriedigung auffagte, bemerkt im „Geist des Militairwesens" als Franzose noch: Tapferkeit, Geistesgegenwart, Glanz, Vermögen und Glück.

All diese Tugenden zusammengenommen heißt viel verlangt von einem einzigen Menschen, ja, ist für den ersten Anschein kaum in einer geringern Persönlichkeit vereinigt denkbar, als beim Kriegsgott selbst; aber — Gelehrsamkeit, schöne Gestalt und Reichthum (die französischen Marschälle wußten zu allen Zeiten besonders diesen zu schätzen) ausgenommen — sind doch all die erwähnten Eigenschaften so ziemlich im Begriffe der wahren Männlichkeit eingeschlossen, denn ein ganzer Mann sein heißt nichts Anderes, als gesund und kräftig sein an Geist und Körper. Die Geschichte zeigt uns übrigens, wie oft Erziehung, Blut und Gemüthsbeschaffenheit, Leidenschaften und Charakter, dem Einzelnen eine oder die andere der oberwähnten Tugenden gänzlich versagten, ohne daß ihm

deshalb der Ruf eines großen Feldherrn abgesprochen werden könnte.

Der tapfere und kluge Villars, der würdige Gegner der Helden Ludwig von Baden-Baden, Eugen und Marlborough, der stets bereitwillige Hebel für Frankreich, wenn der an Geist und Körper erschlaffte große König mit der alten Betschwester Maintenon, durch ihre schwachköpfigen Günstlinge, Chamillard, Villeroi und Feuillade, den Karren in den Morast geschoben hatte, dieser treue Diener seines Herrn war — bestechlich und fand seinen Vorgänger im Gouvernement der Provence, den rechtlichen Vendome, unnachahmlich, denn er strich das Gold ein, das ihm die Deputirten mit dem Bemerken anboten: Jener habe es nicht angenommen. Der stürmisch verwegene Banner, „die eine Faust Gustav Adolf's" und nach dessen Tode der schwedische Kopf, der Sieger bei Wittstock und Chemnitz, der neunhundert Trophäen an Fahnen und Standarten nach Stockholm sandte, den Ludwig XIII. seinen Herrn

Vetter hieß und dessen Treue über dem kaiserlichen Versprechen der wallensteinischen Erbschaft und reichsfürstlichen Würde nicht wankte; dieser große General konnte seine sinnlichen Gelüste nicht für einen Tag bezwingen und litt seine einzigen Niederlagen unter der Tafel. Marlborough, einer der bestklingendsten Namen aller Zeiten, seiner Mitwelt überlegen an Geist und hervorragend an Körperschönheit, gleich gewandt bei Hofe, im Cabinet und Felde, der Erste im Rath und bei der That, Herzen und Heere beherrschend und nie und nirgends besiegt, befleckte gleichwol seinen Ruhm durch Untreue, Selbstsucht und den schmutzigsten Geiz. Schärtlin und Isolani, zwar weniger glänzend als Feldherren, aber voll der besten Soldateneigenschaften, jagten dem Spielerglück fast noch leidenschaftlicher als dem Kriegsglück nach. Der große Condé, der schon im neunzehnten Jahre die Augen von Europa auf sich zog und seinen reichen kriegerischen Geist nie glänzender entfaltete, als wenn er den überlegensten Streitkräften gegen-

überstand, machte sich durch seinen Stolz, durch seine Härte und Anmaßung im ganzen Heere verhaßt. Der getreue, unerschütterlich brave Crillon war der größte Flucher seiner fluchenden Zeit. Des ernsten, keuschen, nüchternen Tilly's Geist soll sich kaum über die Mittelmäßigkeit erhoben haben; dreißig Siege erfocht er, weil sein Arm, sein Kopf und sein Herz von Eisen waren. Die Unmenschlichkeit und Habsucht eines Vandamme, „daß dich Gott verdamme!" ist noch in frischem Andenken und selbst Turenne, der Freund und Vater seiner Soldaten, mag die grauenhafte Verheerung der Pfalz, Lothringens und der elsassischen Länder nicht mit der Nothwendigkeit, dem Feinde den Fortschritt zu erschweren, ganz entschuldigen. Dem großen Friedrich, dem königlichen Illuminaten und deutschen Voltaire, ging zum frommen Helden nur Frömmigkeit und Glaube ab. Derfflinger, Schwerin und Blücher erwarben ihren höchsten Ruhm erst im höchsten Alter. Der eherne Dessauer, die „hervorstechendste Soldatenpersönlich-

keit", wurde im Wissen von jedem Schulknaben seines Landes beschämt. Eugenio von Savoye (wie er sich in drei Sprachen unterschrieb), der ausgezeichnete Staatsmann und Diplomat, religiös und tolerant zugleich, wohlthätig, hochherzig, bescheiden, treu wie Gold und neid- und fleckenlos, ein Geist — seine Zeit übersehend, ein Charakter — in aller Festigkeit des klassischen Alterthums wurzelnd, als Genie und Mensch, als Held und Feldherr gleich bewunderungswürdig; dieser edle Ritter war klein und schwächlich und hieß im ganzen Heere: das savoyische Kapuzinerlein. Der Marschall von Luxemburg war bucklig, aber kein Feind konnte es ihm nachsagen, denn „nie hat ihn einer von rückwärts gesehen." Prinz Heinrich von Preußen, von seinen Verehrern als Feldherr über seinen Bruder, den großen Friedrich, gestellt, war von der unscheinbarsten Körpergestalt und Tamerlan hinkte. Torstenson, der nordische Aar, der gewaltige Geist in morscher Hülle, stets das Kühnste wagend und blitzschnell es vollführend,

befehligte sein Heer aus einer Sänfte. Dandolo und Ziska waren blind und doch eroberte der Eine Konstantinopel, der Andere den Kelch; und Dessalines, der schwarze Bonaparte, der grausame, wollüstige, geizige Neger, der charakterloseste Inbegriff aller Laster, war nicht weniger klug, kühn, unternehmend, ausdauernd und schnell in Entwurf und Ausführung als irgend ein General Europas.

Wie aber Marschall Marmont das Glück, dieses geradezu vom Himmel träufelnde Manna, mit zu der unbedingt nothwendigen Aussteuer eines Feldherrn zählen kann, darüber fordert der wohlgönnende Leser Rechenschaft vom „deutschen Soldaten", der es Sr. Excellenz nachgesprochen, so wie Diese höchstihrem großen Kriegslehrmeister, dessen Asche aus der Punschbowle des Teufels zu St. Helena endlich nach dem Invalidendome zu Paris gebracht wurde.

Hat er Glück? frug Napoleon, wenn er einen höhern Offizier mit dem Auftrage einer wichtigen Unternehmung beehren wollte; aber

der Corse, der sich selbst befördert hatte, weil ihn die gewöhnliche Stufenleiter zu lange aufhielt und dessen Name mit dreiundzwanzig Jahren vor Toulon genannt wurde und im achtundzwanzigsten der Welt; der Feldherr, der das Glück, wie Timur den gefangenen Bajazet, im Käfig mit sich herumschleppte, bis es die Fesseln brach und den Marschällen der großen Armee voraus desertirte; der Kaiser, der seine Krone seinem Kopfe verdankte, auf den sie paßte; der große Mann, Feldherr und Regent, begriff das Glück gewiß nicht als blindes, zufälliges Einschlagen menschlicher Hoffnungen und Wünsche; Napoleon verstand darunter die Gerechtigkeit des Schicksals für jede geistige Kraft, jene höhere Waffenfeiung zum kühnsten Wagniß, jenes räthselhafte Talent, sich den Zufall zins- und dienstbar zu machen, jene nie ermüdende Energie, Herr der drückendsten Verhältnisse zu werden, jene plötzliche Begeisterung und Sehergabe, jenes Uebergewicht des Genius, das durch eine Ahnung, ja Zuversicht des Erfolgs, im Voraus

schon den Vortheil auf seiner Seite hält und durch Muth, Festigkeit und Vorsicht den Triumph zu finden und zu binden weiß. Militairisches Glück läßt den großen Feldherrn wirklich als ein von höheren Gewalten beschütztes Wesen erscheinen; Sulla, Marius und Cäsar galten in ihren Heeren dafür, Attila hatte das Schwert des hunnischen Schutzgottes gefunden, Wallenstein war stich- und hiebfest und das Hütchen, der graue Rock des kleinen Korporal blieben mitten im Kugelregen unverletzt. Militairisches Glück spricht sich aus in der Geistesmacht, die Geister beherrscht, es ist das endliche Resultat des kühnsten Kriegerstrebens, es ist die Belehnung zu Ruhm und Ehre, der Talisman gegen die Schläge des Schicksals, die Gewähr für Rettung aus Noth und Tod und noch Glück selbst im Unglück.

Ja, selbst im Unglück bleibt Fortuna ihren Lieblingen hold, und dieser Paradox ist bald aufgeklärt: Krieg führen und Schlachten liefern ist zweierlei; der Zweck des Krieges wird viel-

leicht nicht erreicht und dennoch kann beispielloses Glück unsere Waffenthaten krönen. Vor Saint Jean d'Acre scheiterte die ganze Bestimmung der ägyptisch-syrischen Expedition Bonaparte's, aber das Kampfglück blieb dem Feldherrn unwandelbar treu am Berge Tabor und in der Landschlacht bei Abukir. Der Mittelmäßigkeit ist das militairische Glück niemals auf die Dauer verliehen, eine ausgezeichnete Persönlichkeit hingegen fesselt es so lange, als sie sich auf Energie, Kraft und Charakter stützt und sich ihrer Ueberlegenheit bewußt ist, als sie nämlich ihre Zeit versteht, ihre Gegner zu beurtheilen weiß und Zufall und Geschick um sich her nicht wie eine Falkenhaube über den Kopf gezogen hat, sondern mit hellem Auge, frei und selbständig, wie der Adler im Sonnenlicht, auf Welt und Leben blickt. So lange Napoleon, das Kind der Revolution, auf den Schilden der Freiheit emporgehoben wurde, übersah er seine Zeit, huldigte ihm der Zufall und trug er Wundsegen und Lukaszettel gegen das Unglück bei

sich; als er aber das Element verachtete, das sein Luftschiff in die Wolken getragen, als er sein Gesicht im Purpur verhüllte, da ihm auf der Höhe schwindelte und er sich mit Banden der Legitimität — er, der kaiserliche Emporkömmling — an den Thron festknüpfen wollte, von dem er zu stürzen fürchtete, als er, mit einem Worte, die Furcht kennen lernte und unverhältnißmäßig mehr zu verlieren als zu gewinnen hatte, da verließ ihn nur zu bald die Zuversicht des Sieges, da zogen die höhern Ideen, die größere Energie, die Kraft und Begeisterung des Rechts auf die Seite seiner Feinde, es wich das Glück von ihm und endlich auch sein Heer.

Und in diesem Sinne verstanden, ist militairisches Glück allerdings eine Art Verdienst und gehört in die erste Reihe der Feldherrneigenschaften. Der Soldat kann es auch nicht anders verstehen, sonst wäre der Krieg nicht viel mehr als Kampf zwischen Zufall und Zufall, ein Festungsspiel höherer Mächte, das hier

unten durch die gekrönten Häupter weit friedlicher im Trictrac entschieden und ausgewürfelt oder ausgezwickt werden könnte.

Zum glücklichen Feldherrn aber ist vor Allem nöthig, daß er eine starke und freie Seele habe; weil er die ruhige Ueberlegung nicht verlieren darf, weil er mitten im leidenschaftlichsten Durcheinanderrennen der Schlacht den Ariadnefaden der Besonnenheit festhalten soll, weil er unternehmen und irreführen, Fehler benutzen und verbergen, für Alles Augen und Gedanken haben muß, und weil er endlich — über jede Gemüthsbewegung des Verlustes und Erfolgs erhaben — niemals zaudern kann, aber immer zu handeln gezwungen ist. Die starke Seele des Soldaten heißt Geistesgegenwart, die freie — militairischer Ueberblick.

Geistesgegenwart ist Hellsehen des Verstandes in einem Augenblick, in welchem das Unerwartete und Ueberraschende unsere Sinne zu umnebeln droht; sie ist die hohe, angeborene Gabe — selbst in Sturm und Nacht die Tra-

montane nicht zu verlieren; sie ist die immerwährende Schlagfertigkeit und Bereitschaft unserer moralischen Kraft zur Unterstützung der physischen; das in jeder Gefahr wachende innere Auge und der schnellste Rath für die beste That in aller Noth.

Beim Sturm auf Freiburg, nachdem die französischen Truppen zwei Mal zurückgeworfen waren, schleuderte der Herzog von Enghien seinen Marschallsstab hinter die Pallisaden und rief: Werdet ihr ihn dort lassen? Dieses so naheliegende Hülfsmittel, das die ehrgeizigen Grenadiere bei ihrer reizbarsten Stelle packte, erwirkte den Sieg.

Während der zweiten türkischen Belagerung Wiens erhob sich in der Stadt eine Feuersbrunst, die auch das Zeughaus, in welchem an zweitausend Pulvertonnen lagen, zu ergreifen drohte. Schon waren die Fenster von der Hitze gesprungen und Brände und Funken flogen umher; da erschien Guido Stahremberg, erkannte schnell was zu thun, und mit dem Degen in der Faust zwang er die zitternden Arbeitsleute die

Fenster zuzumauern. Guido Stahremberg rettete Wien; so eine ungeheuere Bresche wäre den Stürmen Kara Mustapha's gut zu Statten gekommen.

Archenholz — und nach ihm Bülow — erzählt zwei Züge von Geistesgegenwart eines im siebenjährigen Kriege bekannt braven Offiziers, des Herrn von Wolfersdorf. Derselbe war preußischer Befehlshaber in Torgau und ging nach muthvoller Vertheidigung der Festung mit dem kaiserlichen General Kleefeld einen Vertrag ein mit der ganzen Besatzung, dem Geschütz und Gepäck frei abziehen zu dürfen. Mehre Offiziere der Belagerer, unter ihnen Prinz Stolberg, sahen seinem Ausmarsch zu und riefen auf die vorüberziehenden Truppen: „Sachsen, Kaiserliche und ehmalige Reichssoldaten, tretet zu uns über, wir schützen euch!" Wolfersdorf, darüber empört, drohte Jeden zu erschießen, der den Treubruch versuchen würde, und stach sogar einen Soldaten, der bereits aus den Reihen getreten war, über den Haufen. Als der Prinz dennoch seinen Aufruf wiederholte und über

Wolfersdorf's Betragen aufgebracht schien, ließ dieser die Truppe halten, Front und fertig machen und anschlagen. „Prinz", sagte er, „Sie haben die Capitulation gebrochen und sind mein Gefangener, ich kehre in die Festung zurück; reiten Sie voran oder ich lasse Feuer geben!" Man kann sich denken, daß der Prinz Alles aufbot den frühern Vertrag gültig zu machen und daß er ihn auch hielt.

Wolfersdorf hatte noch ein anderes Mal Gelegenheit seine Geistesgegenwart zu zeigen: Auf dem Marsche nach Dresden machte er mit dreißig Pferden die Vorhut und stieß auf eine feindliche, ihm weit überlegene Truppe. Sogleich rief er zurück: „Grenadiere, marsch! Dragoner, rechts schwenkt euch! Husaren, marsch!" Er hatte auf eine Viertelmeile nicht einen Mann zur Unterstützung, aber der Feind floh im ersten Schrecken und ließ ihm mehre Gefangene zurück.

Unter militairischem Ueberblick versteht man weniger die Vollkommenheit des physischen Scharfsehens, die oft dem größten Feldherrn

mangelte (Gustav Adolf und Tallard büßten schwer ihre Kurzsichtigkeit, der Eine bei Ingolstadt fast mit dem Leben, der Andere bei Höchstädt mit seinem Ruhm), als vielmehr eine geistige Sehkraft des Auges, die mit dem Gegebenen das sich wahrscheinlich Ergebende blitzschnell berechnet, die Kampffeld und Kämpfer, Ursache und Wirkung, Hinderniß und Begünstigung der Verhältnisse zugleich beurtheilt, die den Plan und die Absicht des Feindes noch vor der Ausführung errathet und die beiderseitige Stärke und Schwäche, Gefahr, Verlust und Erfolg wie mit Einem Blicke übersieht.

Feuquières rühmt von allen Feldherrn-Eigenschaften des großen Condé die des militairischen Ueberblicks am meisten; der schulgerechte Generalquartiermeister Hohenlohe-Kirchberg aber hatte es darin zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß er bei Avain-le-sec sagen konnte: „Wenn der Feind links vom Baume bleibt, so ist er verloren.“ Er blieb links und war es.

Das physische Auge ist der erste Ausreißer

in der Schlacht, dann folgt der ganze Mensch, wie denn der „Leutverderber" Gallas in Holstein, durch ein geniales Manoeuvre Torstenson's, zuerst den Ueberblick, dann die Perücke, endlich den Kopf und zuletzt die Schlacht verlor. Die geistige Sehkraft lehrt stehen und sicher sein und die Gegenwart des Geistes bleibt stets die letzte und entscheidendste Reserve. Der militairische Ueberblick erkennt das Glück, Geistesgegenwart erfaßt es, beide stützen sich gegenseitig und — in Einer Persönlichkeit vereinigt — machen sie den glücklichen Soldaten.

Nicht Eroberer an der Spitze undisciplinirter wilder Horden, wie die Gottes-Geißel König Etzel, „unter dessen Pferdhufen kein Gras mehr wuchs", wie Dschingischan, der schon mit einer Hand voll geronnenen Blutes auf die Welt kam und ihr durch seine Ruhm- und Herrschsucht fünf bis sechs Millionen Menschen kostete, oder wie Mohammed Bujuk, der zwölf Reiche zertrümmerte und zweihundert Städte plünderte; nicht derlei barbarische Häuptlinge,

aber die Heerführer aller gebildeten Nationen und Zeiten lassen sich ungefähr in vier Hauptfächer abtheilen.

Die erste Klasse bildet das Genie, das — außerordentlich auf jeder Laufbahn — auch im Kriegerstande nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen ist und in welchem die schöpferische Thatkraft, der hoch über dem Alltäglichen schwebende Geist, zwar mit dem Talente, nämlich mit dem mehr praktisch schaffenden Element, vereinigt ist, aber doch dieses überwiegt. Das Genie wird nur geboren, ist immer neu, überwältigt durch Ueberraschung, schleudert den Blitz noch ehe man die Wolke sieht, sucht nirgends Rath und Hülfe als bei sich selbst und kennt nicht Gesetz und Regel, aber gibt sie selbst dem Feinde. Epaminondas und Friedrich der Große, bei Leuktra und Leuthen, siegten durch die unerwartete Taktik der schrägen Schlachtreihe; Gustav Adolf und Napoleon zeigten plötzlich die wahre unwiderstehliche Macht des Geschützes und dessen Manoeuvrir-Fähigkeit; des macedonischen Philipp's

Phalanxe gaben der ganzen damaligen Kriegskunst eine andere Wendung und an Karl's neugeübten Vierecken brach sich zum ersten Male die Wucht und der Schrecken der französischen eisernen Männer. Vom römischen bis zum korsischen Cäsar glänzen geniale Feldherren als Sterne erster Größe in der Geschichte, als klassische Vorbilder für die Nachwelt und an ihrem Ruhme entflammt sich der Ehrgeiz eines kräftigen Kriegergeistes.

In der zweiten Feldherrenreihe steht das Talent: es wird durch Erfahrung gebildet, erstarkt durch Zeit, Studium und Uebung; es ist, wenn auch nicht überall Sieger, doch schwer zu besiegen und widersteht oft dem Genius durch Thätigkeit, Besonnenheit und Vorsicht. So standen sich Montecuculi und Turenne als würdige Gegner gegenüber und Einer setzte dem Andern den Lorbeer aufs Haupt. Durch das große, viermonatliche, fast blutlose Schachspiel am Rhein, in welchem Regel gegen Regel, Kunst gegen Kunst stritt und Keiner matt werden konnte,

hatten sie sich achten gelernt und die Welt Beide. Montecuculi's Worte bei Turenne's Tode: „da starb ein Mensch, der der Menschheit Ehre macht“, kamen aus aufrichtigem Herzen. Aus den Schlachten und Schriften des talentvollen Feldherrn — mehr auf ewig dauernde Grundsätze der Kriegskunst gestützt und weniger blendend als jene des unbedingten Genies, zu deren vollkommenem Verständniß und Anwendung es eben eines gleichen Genius bedürfte — schöpft der jugendliche wißbegierige Geist eigentliche Richtschnur und Lehre für sein späteres Wirken.

Zur dritten Klasse gehören die Haudegen, die durch gesunden Verstand und militairischen Geist, durch Erfahrung, Kraft und Energie ersetzen, was ihnen an Wissen fehlt. Suwarow zeichnete seinen Operationsplan zu der so glänzend gewonnenen Schlacht von Novi durch zwei Kreidestriche auf den Tisch, dann löschte er den einen aus und sagte zu dem versammelten Kriegsrath: „Das ist der Feind, meine Herren, den müssen wir schlagen!“

Den vierten Rang endlich nehmen die unglücklichen Generale ein und es zählen darunter nicht sowol die ganz talent- und geistlosen Excellenzen, die ohne einen Cornak auf ihrem Elephantenrüssel die plumpen Füße nicht heben können, nicht gerade die durch Herkömmlichkeit und System aufgefütterten, und in Vorschrift und Regel verknechteten und verknöcherten Helden, die nur verkehrte Cäsars sind, nämlich: kommen, gesehen und gejagt werden; es gehören vielmehr darunter die halben Feldherren mit den halben Maßregeln; denen gerade das abgeht, was ihr Gegner hat, die, wenn auch muthig, doch unentschlossen, wenn auch klug, doch nicht energisch, wenn auch gelehrt, doch nicht praktisch sind. Was nützt so einem Herrn Rechtlichkeit und Menschlichkeit, Reichthum und Adel, ja der Besitz der Hälfte jener oben angeführten Generaltugenden und aller vier Cardinaltugenden obendrein, wenn er sonst ein so klassischer Unglücksprinz ist, als „einstens war der fromme Held, den man Aeneas nannte".

Zwischen zwei gleich talentvollen, und ungefähr unter gleichen Verhältnissen gegeneinander kämpfenden Feldherren wird wol derjenige die bedeutenderen Resultate erringen, dessen Operations- und Schlachtpläne, mit Angriff und Rückzug und dem gewissen „macht der Feind das, so machst du das", nicht bis ins Kleinlichste von einem Kriegsministerium vorgezeichnet wurden, das gerade weit genug vom Schuß ist, um den Handel entweder gar nicht, oder doch nur schief beurtheilen zu können. Deshalb stehen gekrönte Häupter, die ihre Heere in Person vor den Feind führen, immer im Vortheile. Gustav Adolf und der große Kurfürst von Brandenburg, Karl XII., Friedrich der Einzige und Napoleon beweisen die Wahrheit dieses Satzes. Schreibt sich vielleicht die Gewohnheit dieser Abhängigkeit von oben, noch aus den Zeiten her, in welchen junge, unerfahrene fürstliche Personen an der Spitze der Heere standen? Hohe Abkunft wurde damals mit ritterlichen Eigenschaften als untrennbar verbunden angesehen und Herr Laza-

rus Schwendi sagt darüber: „Wenn keyner vom fürstlichen Geschlecht wäre als oberster Feldhauptmann, so soll ein anderer getreuer, dappfferer Kriegßmann dazu erwählet werden.“ Oder spukte der Geist des als Verräther beschuldigten Wallenstein in den Kriegscabineten und Kanzleien herum, sodaß man sich fast in allen Staaten scheute, dem Feldherrn unumschränkte Vollmacht zu geben? Im vorigen Jahrhundert war diese Beschränkung des freien Handelns mehr als je im Gebrauche; Prinz Eugen durfte in Italien eine Ausnahme machen, gegen die Türken aber weniger. Der tapfere, offenherzige Catinat klagte laut, daß ihn die pariser Couriere commandirten und selbst Moreau, der geborene Feldherr, getraute sich nicht (nach dem Treffen bei Rastatt und Ettlingen) den Plan des Directoriums zu ändern und Erzherzog Karl's kühnes Manoeuvre gegen Jourdan durch rasches Folgen zu verhindern. Maria Theresia schien im östreichischen Erbfolgekrieg eingesehen zu haben, was schon im siebenjährigen wieder

übersehen wurde, denn sie schickte an Kheven-hüller, nach seinen Erfolgen in Baiern, keine andere fernere Instruction, als: „Folget denen Fußstapffen des Großen Prinzen Eugenii, Eures Vorgehers und Lehrmeisters, Ruhmwürdigsten Gedächtnisses, und ahmet seinen Thaten nach. Die Gerechtigkeit seye Euer Schild und die Billigkeit die Richtschnur Eurer Handlungen. Fechtet muthig."

Diese Verantwortlichkeit, dieses enggeschnürte Gängelband der Abhängigkeit, diese ängstliche Gewohnheit nach Befehl und Buchstaben zu handeln, läßt natürlich die günstigste Gelegenheit zum Siege entschlüpfen, schreckt jedes Wagniß schon im Gedanken ab und macht das Kriegerherz endlich so zaghaft, so verprügelt und verlegen, daß es weniger unbegreiflich erscheint, wie Mack, ein durch seine ganze Dienstzeit ehrenwerther Soldat, einer der besten Köpfe seiner Zeit, Lascy's Zögling, Loudon's Liebling und Koburg's Orakel, endlich so die Besonnenheit verlor, daß er dem Feinde Stadt, Heer

und Ehre übergab. Es war ein harter Schlag, es ist eine schmerzliche Erinnerung und wol auch eine ernste Lehre. Anders war Blücher, der siebenzigjährige Jüngling; Gneisenau's Kopf auf seinen Schultern, Scharnhorst's gutgeschmiedete Wehre (die Landwehr nämlich, die dieser außerordentliche Mann errichtete und leitete) in seiner Faust, trug er die Zuversicht des Siegs, unbekümmert um jede Rechenschaft, im braven Herzen und in der kühnen Seele und deshalb konnte sein freudiges, sein begeisterndes „Vorwärts" zum Feldgeschrei des Heeres werden. Friedrich dem Großen stand der bedächtige Daun gegenüber, ein General, der seines Zauderns und Versäumens wegen, von Mit- und Nachwelt, ja von seinen eigenen Landsleuten so hart getadelt wurde, daß einstens das Wienervolk, als seine Frau ins Theater fuhr, Schlafmützen in den Wagen warf. Aber man bedenke, daß Friedrich — der krieg- und heerführende Herrscher, der Schicksal und Zukunft, Lohn und Strafe seiner Krieger in der Gewalt hatte —

stets das Unglaublichste wagte, weil es ihm Niemand verbieten durfte, weil er ohne Verantwortlichkeit dem Drange seines Genius folgen, und seinen Grenadieren, so oft es ihm beliebte, zurufen konnte: „Wollt ihr Hunde ewig leben?" aber Daun — mit Schlachtplänen in den gebundenen Händen, die im wiener Zeichnungsbureau schraffirt waren, mit Ehre und Reputation für Leben und Gesundheit der theuer geworbenen Regimenter haftend, mit Lohn und Strafe abhängig von Oben, wie eine Marionette, nach hochlöblichem Gutdünken und Urtheil zum Angriff und Rückzug tanzend und wie ein Pudel, das Stück Brot auf der Nase, mit dem Schnappen gehorsamst wartend, bis ihm von Wien aus das Piff! zugerufen wurde. Wäre er weniger Cunctator gewesen, so war der preußische Hannibal in der Kaiserstadt, wie einst der karthagische Friedrich in Rom, ohne den römischen Daun; aber den günstigen Augenblick benutzend, schlug er den königlichen Gegner bei Kolin — nach welchem Siege Maria Theresia

den geachtetsten militairischen Orden stiftete — und bei Hochkirch ward der vorsichtige Trappe plötzlich zum blitzschnellen Adler.

„Derjenige siegt, der seine Truppen beherrscht", ist ein altes, klassisches, deutlicher durch die Erfahrung, als durch Cicero ausgesprochenes Wort. Herz und Seele seiner Krieger muß der Feldherr erobern, ehe er Länder und Festungen erobern kann; durch Gemüthlichkeit wird er Gemüther gewinnen und dann auch Schlachten. Ein strenger Gebieter, aber auch ein milder, sorgender Vater sei er seinen Soldaten; in Noth und Elend der Letzte, an den er denkt, in Sturm und Gefahr der Erste und überall, wo sie droht, dann lassen sie mit Freuden Leib und Leben für den geliebten Führer.

Kaiser Rudolf darbte mit seinen Kriegern und aß eine Rübe vom Acker, um ihnen ein Beispiel von Genügsamkeit zu geben; General Graf Strozzi überließ seine Feldküche den Kranken und lebte von dem, was die „Sudler" der Mannschaft kochten. „Vater Catinat ist da,

nun wird alles gut gehen!" riefen die Franzosen, als derselbe in Italien den Oberbefehl übernahm. Mit abgezogenem Hute stand der preußische York sammt seinem ganzen Gefolge so lange, als das zweite Bataillon des Leibregiments, das bei Wartenburg Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, nach der Schlacht vorüberzog. Bei Pavia versammelte Herr Georg von Frundsberg seine neunundzwanzig Fähnlein Landsknechte und sagte ihnen: „Liebe Brüder und Söhne! wir haben einen prächtigen Feindt, aber sein Volk und Häuptleut haben wir vor allweg geschlagen und auch jetzt mit der hilff Gottes gewissen Sieg zu verhoffen, ihr werdet thun wie frommen Teutschen wol anstehet. Da haben alle Häuptleut und Knecht frölich die Händ auffgehebt und geschrien: Er seye ihr aller Vater, sie wöllen Leib und Leben zu ihm setzen." Wenn Franz von Sickingen durchs Lager ritt, lachte ihm jedes Auge entgegen, die Kriegs-Leute umgaben sein Pferd, liebkosten es, schüttelten wol auch die Hand des Ritters

und „trieben solch Kurzweil mit ihm, daß sie einst den Flor, den er in Trauer um seine gestorbene Hausfrau trug, von seinem Helme rissen und ihre Fähnlein damit schmückten"; wenn es aber Ernst galt, wenn „der gefürchtete Rächer deutscher Freiheit" sein donnerndes „Drauf!" erschallen ließ, da konnte er auf die handfesten Degen rechnen, wie auf seinen.

Blindes Vertrauen gibt blinden Gehorsam und dieser ist um so wirksamer und erfolgreicher, je freiwilliger jeder Einzelne seine moralische Kraft der höhern Einsicht des Feldherrn unterwirft, je weniger er an dessen Befehl und Ruf dreht und deutelt, je mehr er aber in dessen Geiste strebt und handelt. Fehlt dem Heere Zuversicht, Vertrauen und Anhänglichkeit, so bemächtigt sich seiner Mismuth und Muthlosigkeit; wird der Feldherr von seinen Untergebenen übersehen, so ist Ungehorsam, Eifersucht und Uneinigkeit die unvermeidliche Folge.

Hart war der tapfere Aldringen gegen seine Truppen und schonungslos, „als wüchsen sie,

wie Pilze, über Nacht aus der Erde", deshalb weiß man auch nicht, ob die Kugel, die ihn bei Landshut traf, von feindlicher Seite oder von seinen eigenen Leuten kam. Klug im Rathe bewies sich der Herzog von Savelli, aber unglücklich im Felde, „wenn der Wälsche uns anführt, ist der Kaiser angeführt", witzelte das Kriegsvolk. An dem Misgeschick der Schlacht bei Jankow im dreißigjährigen Kriege war nur die Zwistigkeit des kaiserlichen Feldherrn Grafen von Hatzfeld und der liguistischen Generale Götz und Johann von Werth Schuld. Mit eisernem Scepter beherrschte Ziska die hussitischen Parteien, aber alle beugten sich dem Uebergewicht seines Kriegergeistes. Sobald er todt war, brach die Uneinigkeit aus und ihr Unglück herein; doch waren sie später schlau genug, sich bei jeder dringenden Gefahr zu vereinigen. Nichts charakterisirt mehr die geistige Selbständigkeit des Prinzen Eugen als das Wort: „Wenn ich im Plane habe gar nichts zu thun, halte ich einen Kriegsrath." Einheit des Befehls ist eine der

nothwendigsten Bedingungen des Siegs, „Zweytracht des Unterganges Hebamme“, wie es im Fugger'schen Ehrenspiegel heißt. Der Fluch der Uneinigkeit und der Eifersüchtelei zwischen Feldherrn, wie des Mangels eines einzigen energischen Hauptes, tritt nicht leicht deutlicher hervor als in der Schlacht bei Roßbach, in welcher die zahlreichen Scharen von Potentaten und Potentätchen: die gestickten Fräcke der sich überschätzenden Franzosen unter Soubise, und die ausgeleerte Trödelbude der zänkischen Reichsarmee (die ordentlich bezahlt schien um überall gefangen zu werden und dann die Dienste des Siegers anzunehmen) unter dem Prinzen von Hildburghausen, von den Seidlitz'schen Reitern bis auf den letzten Faden ausgeklopft wurden. Ein kleiner Theil der östreichischen Cavallerie nur und zwei Schweizerregimenter zogen sich in guter Ordnung zurück, das Uebrige rannte so weit, als es die Füße und Pferde trugen.

Ein Jahr darauf, in dem durch Ferdinand von Braunschweig ebenso kühn als geschickt

gewonnenen Kampfe bei Minden, nahmen die Franzosen — die damals besser tanzen als fechten konnten — zufällig wieder Reißaus; aber daß sie nicht gänzlich aufgerieben wurden, verdankten sie nur dem Neide und der Eifersucht des übelberühmten Sackville, der den Befehl des Herzogs nicht befolgte und sich dadurch fast zum Verräther stempelte.

Ebenso war es mit Daun und Soltikow — um noch ein Beispiel aus dem siebenjährigen Kriege, dieser ersten modernen Hochschule der Kriegskunst, zu geben. Wäre der hochmüthige Russe nach der Schlacht von Kunnersdorf (deren Hauptlorbeern übrigens der Einsicht und Tapferkeit Loudon's gebühren) gegen Berlin gerückt, wie Daun es verlangte, so würde der siebenjährige Krieg wahrscheinlich nur ein dreijähriger und Schlesien neuerdings kaiserlich geworden sein; aber Soltikow, über seines Mitfeldherrn Unthätigkeit sich ärgernd, blieb ruhig in seinem seidenen Schlafrock, bei Thee und Türkenpfeife sitzen und schrieb an Daun: „Ich habe

zwei Siege für meine Kaiserin erfochten, thuen Sie ebenso viel für die Ihrige, dann rücke ich vor."

Genie und Energie muß der Feldherr mit zum Heere bringen, Freiheit im Handeln und Einheit des Befehls muß ihm eingeräumt werden, das Glück muß er zu fassen wissen und Vertrauen und Verehrung seiner Krieger muß er sich verdienen. Und wer all das in sich vereinigt, der hat den Sieg.

Der Held.

Wenige Helden bringen es bis zum Feldherrn,
aber auch nicht jeder Feldherr ist ein Held.
Milit. Aphorismen.

Fürwahr, die neue Geschichte braucht weder zu erröthen, noch zu verstummen vor der alten; sie hat ihre Helden und Heldenthaten wie diese, vielleicht sogar ihre Herodot und Plutarch, ihre Livius und Polybius, um sie zu beschreiben, warum nicht auch stolze Herzen um sie zu fühlen und den klassischen gleich zu setzen? Nennt man die Hellenen, im Kampfe mit dem persischen Weltreich, ein Heldenvolk, so waren es ebensogut die Neugriechen im Freiheitsringen auf Tod und Untergang mit den Türken. Die Schlacht von Marathon war nicht merkwürdiger als die von Leipzig; Salamis klingt nicht besser als Trafalgar und ein Washington glänzt

würdig neben einem Timoleon. Was Decius Mus that, leistete auch ein schlichter Schweizer bei Moorgarten; wie Horatius Cocles die Tiberbrücke schützte, so vertheidigte Andreas Baumkirchner das Thor von Wiener-Neustadt; aber warum steht am sendlinger Hohlweg bei München, wo die zweihundert Bauern, getreu ihrem Herrn und Fürsten, bis auf den letzten Mann gefallen, nicht auch die Inschrift, wie bei Thermopylä: „Gehe hin, Wanderer, und melde dem Vaterlande, daß wir hier liegen, weil wir ihm gehorchten"? — Beim Schatten des seligen Arminius! wenn der Deutsche von der thebanischen heiligen Schar in der Schlacht von Chäronäa mehr weiß, als von den vierhundert Pforzheimern, die unter ihrem Bürgermeister Deimling in dem Treffen bei Wimpfen so begeistert gestritten und — die Flucht des Markgrafen von Baden-Durlach zu decken — im Engpaß bis auf den letzten Mann geblieben; wenn der Deutsche die Scävola, Curtius und Regulus seines Vaterlandes schlechter kennt als

die römischen, so ist es Jammerschade, daß er jemals Griechisch und Lateinisch gelernt.

Im rein militairischen Sinne versteht man unter Held jeden hochherzigen und tapferen Krieger. Ein einzige große That, oder ein Leben voll Heldenthaten, die blutig erkaufte, oder theuer verkaufte Haut, Standhaftigkeit in Gefahr, oder ruhmvoller Untergang, setzen dem untersten Soldaten, wie dem hohen General den Lorbeer auf das Haupt.

Peter Micca, der gemeine piemontesische Kanonier, der bei der Belagerung von Turin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beim Sturme des Feindes in den Minen zurückblieb und sich mit ihm in die Luft sprengte, war so gut ein Held als der französische Admiral Brueys, der, in der Seeschlacht bei Abukir von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet, in die Worte ausbrach: „Ein französischer Admiral muß auf seinem Posten sterben.“

Die beiden östreichischen Lieutenants und Leonidas': Eperiessi und Lopresti, die mit ihren

tapfern Häufleins endlich dem Schwerte der ergrimmten Türken fielen, waren Helden wie die beiden Herzoge von Braunschweig, von denen der eine bei Auerstädt, der andere bei Ligny sich die Todeskugel holte. Die Soldaten Cäsar's, die das Leben schenkten, aber nicht annahmen und Napoleon's Garden, die sterben konnten, aber sich nicht ergaben, waren Helden wie ihre Führer.

Alexis Gyordaky, der neugriechische Parteigänger, die jahrelange Geißel der Türken, dessen That und Tod im Kloster Seka von keiner altgriechischen Glorie überglänzt werden kann, war ein Held; aber Blomberg, des tapfern Tettenborn's jugendlicher Adjutant, „das erste Opfer im deutschen Freiheitskrieg", war es auch. Der von Kampflust und Vaterlandsliebe beseelte Schill, der den Wahlspruch im Herzen und auf der Zunge trug: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende", hatte zwar eine kurze, aber doch eine Heldenlaufbahn, so gut wie Paskiewitsch seine welthistorische in Persien. Helden waren Murat und Murad Bei, Lützow,

mit seiner wilden, verwegenen Jagd und Peter Haider, der kühne Gemsen- und Franzosenschütze; Kienmaier, der eigentliche „Harras, der kühne Springer", der, um der Gefangenschaft zu entgehen, von einem hohen Felsen in die Fluten setzte und glücklich zu den Seinen schwamm, wie Poniatowski, der darin ertrank; Wellington, der Besieger des indischen und französischen Tippo Saheb, wie seine hannöverisch-deutsche Legion unter dem tapfern General Alten. Von Czernitschef und Platow, an der Spitze unabsehbarer Kosakenpulks, spricht die Geschichte, die Heldenthaten des wilden Rittmeisters Farkas, der die Franzosen ebenso haßte als er den Wein liebte, sind nicht auf Marmor gezeichnet, aber sie leben fort im Gedächtnisse der alten Husaren, als muthbelebende Ueberlieferungen gehen sie von Mund zu Mund und zwar von seinen tollkühnen Studentenstreichen, als Cadet, angefangen, bis zu dem Augenblick, da er, an der Spitze seiner für ihn durchs Feuer rennenden Escadron Wunder der Tapfer-

keit verrichtete. Am Todtenbette — sagt die Tradition — habe sich der fromme Held, zwar nicht mit den Franzosen versöhnt, aber doch mit seinem andern Feinde, dem Wasser.

Und so kann jeder Soldat, vom Trommelschläger bis zum Marschall, ein Held sein. In der ungarischen Sprache ist Krieger und Held sogar gleichbedeutend und der Korporal schon, der seiner kleinen Abtheilung eine Anrede oder Predigt hält, beginnt mit: Helden! Freilich heißt es oft auch: In Arrest, ihr Helden! fünfundzwanzig Stockstreiche dem Helden! Denn manchmal betrinkt sich der Held und stiehlt sogar.

Aber all die angeführten Beispiele geben uns noch nicht das Bild eines Helden, wie wir ihn uns denken. Wir fühlen, daß der Held nicht blos ein tüchtiger Heerführer und ein todesmuthiger, in den Harnisch, wie zum Eisen, verwachsener Soldat sein soll, sondern daß ihn noch etwas zieren muß, das ihn moralisch höher hebt als Beide.

An Feldherrneigenschaften und riesigem Geiste überragte Napoleon vielleicht seine Vorgänger

aller Zeiten; aber die Ehrsucht — bis zur entsetzlichsten Selbstsucht gesteigert — hatte sein innerstes und ganzes Leben erfaßt. Auf einer Seite wog die Welt, auf der andern er allein; als Mensch stand er nicht hoch genug, und das ist es: er war eine unbegreifliche, gewaltige Natur, aber der wahre Held, der große Mann, muß auch ein großer Mensch sein. Und als Mensch erhaben, ward Napoleon erst, da er kein Kriegsheld mehr war, da er, herabgestürzt vom Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit, auf der kleinen, wüsten Insel sein Schicksal als Held und Weiser zu ertragen wußte. Ist es nicht, als ob das Glück, das so lange seine Gunst an ihn verpraßte und ihn dann plötzlich verließ, bei seinem Tode sich wieder eingefunden, an seinem Sarge ihm vergeben und sich mit seinen Manen versöhnt hätte? Denn verklärt für alle Nachwelt hat ihn sein Leiden und Sterben und selbst Hudson Lowe, die finstere Schergenseele, mußte beitragen, seinen Werth als Mensch zu erhöhen.

In andern Verhältnissen und Zeiten sich bewegend und dem korsischen Giganten untergeordnet als Genius, hält der große Lothringen keinen Vergleich mit Jenem aus und dennoch steht er unserm Bilde eines Helden näher als Napoleon. Genial als Feldherr, muthig als Krieger, menschlich als Sieger, mäßig im Glück, standhaft im Unglück, streng und mild als Gebieter, aufopfernd und treu als Diener seines Kaisers, hochherzig als Freund und Feind, ließ ihm Ludwig XIV., der ihn zwar auf die ungerechteste Art seines Landes beraubte, wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren: er sei der größte und großmüthigste seiner Gegner.

Wer für eine große Idee oder Sache, für ein heiliges Gut, wie Religion, Fürst, Vaterland, mit Muth, Ausdauer und Aufopferung streitet, in der Wahl seiner Mittel stets die tadelloseste Charakterreinheit bewährt und der Menschheit nicht auf Kosten der Menschlichkeit zu nützen strebt, der ist der eigentliche Held. So war Karl der Große und Kaiser Marimilian,

Bayard und Prinz Eugen. So erschien auch Gustav Adolf, denn wäre er auch nicht blos der begeisterte Kämpfer für seinen Glauben gewesen, als welchen ihn seine Verehrer uns bezeichnen, so beseelte ihn doch nur ein edler Ehrgeiz und jene unwiderstehliche Sehnsucht nach Ruhm, die in jedem jugendlich und kräftig schlagenden Kriegerherzen obenan steht. Eine Ahnung höherer Bestimmung war es, die ihn über das Meer trieb und für die Verwirklichung der großartigen Gedanken, die seinen Geist bewegten, fand er den Tod.

Der Held in höherer Bedeutung, trägt eine Größe aufgeprägt, die uns mit Ehrfurcht und Begeisterung erfüllt; eine Größe, die Strenge und Milde, kindliche Einfalt und Hoheit und Würde vereinigt; die weit hineinragt in Zeit und Geschichte, vor deren Bilde der Schwache — wie Desiderius zu Pavia vor der majestätischen Gestalt Karl's des Großen — im Gefühle seiner Nichtigkeit zusammenbricht; eine Größe endlich, vor welcher, wie Shakespeare sagt, die Natur aufstehen und ausrufen möchte:

Das ist ein Mann! Und immer größer wird der Held mit der Idee, für die er kämpft, am größten, wenn er, den Adlerblick der Sonne zugewendet, Zerstörer einer alten und Schöpfer einer neuen Zeit ist.

Alfred der Große, dessen Herz kein selbstsüchtiger Gedanke befleckte, dessen sternlichtes Andenken keine Unmenschlichkeit trübt, der in sechsundfunfzig Schlachten das Schwert nur zur Vertheidigung seines Vaterlandes zuckte und in frommer Demuth jeden Sieg dem Herrn der Heerscharen zuschrieb; der das große Wort sprach: „Frei sollen die Engländer sein wie ihre Gedanken" und dessen ganzes Leben, „wie der Bogen des Himmels, in sieben Farben des Himmels verklärt war;" der Nachts im einsamen Feldlager,

Von der Muse nur belauschet, sprach:
Liebe, meine Mutter bist du!
Albions Freude, sei du meine Braut!
Albions Freiheit, meine Tochter du!

Alfred der Große war ein Held.

Gemeingeist.

In frohen und schweren Stunden,
In Hunger und Kummer und Noth
Wie heute sind wir verbunden
Im Kampf und im Leben und Tod.
Soldaten-Trinklied.

Die Ehre jedes einzelnen Kriegers ist nahe verschwistert mit der Ehre der Truppe, in welcher er dient. Ehrgefühl des Ganzen ist zugleich das Bindungsmittel der Theile und Glieder unter sich; es ist das warme, belebende Blut, das einen Armeekörper durchdringt, ja, der höhere Aether, der unsern ganzen Stand umschwebt und durchwebt und den man Gemeingeist nennt.

Gemeingeist ist ferner der in allen Kriegern für den Monarchen, das Vaterland und ihre Pflicht, gleich und vereint sich aussprechende Sinn: „hunderttausend Herzen und Ein Schlag.“ Gemeingeist ist ebensowol die gemeinsame Ver-

brüderung durch das ganze Heer, als auch das Streben jeder einzelnen Truppe — für die Erhaltung des guten Geistes und ihrer Waffen- und Fahnenehre das Höchste aufzubieten. Vermeidung aller Zwietracht unter sich und Anhänglichkeit an den gleichen Beruf, Beseitigung jeder Art von Parteisucht und doch ausschließende Vorliebe für die eigene Truppengattung, Wetteifer in Erfüllung der Pflichten und Hintansetzung der persönlichen Interessen in der Aufopferung für das Ganze, mit einem Worte: Einheit des militairischen Geistes Aller, das ist Gemeingeist.

Einheit heißt die Zauberformel, die eine Truppe unüberwindlich macht und ohne Einheit ist kein Erfolg von ihr zu erwarten. Ein Wille soll in den Tausenden von Willen herrschen, Eine Seele alle Seelen durchströmen; das war es, was den großen Attila zum Herrn und Schrecken der Welt, zur Gottes-Geißel, zum Kaiser der Kaiser machte. Wie oft, wenn der Feldherr auch schon gefallen war, errang das

Heer — von einem und demselben Gedanken durchdrungen — noch den Sieg. So die Scharen des vor Rom gebliebenen Bourbon, so die Schweden bei Lützen nach dem Tode Gustav Adolf's, so der wüthende Kampf der Kaiserlichen bei Allerheim, nachdem der geliebte Mercy durch eine Kugel vom Pferde geschleudert war. „Meine Haut spannt über eine Trommel, sie wird euch zum Siege führen!" sagte der sterbende Ziska; „Napoleon's Hut auf einer Stange könnte das Land aufstehen machen", bemerkt Chateaubriand, und nach Turenne's Tod riefen die Soldaten: „Laßt nur seinen Schecken los, wir werden ihm schon folgen."

Leben, Wirken und Schaffen jedes einzelnen Kriegers und Kriegerhaufens gehört dem Ganzen und muß sich endlich immer wieder auf den Zweck beziehen, den das Ganze erreichen soll. Eifersucht und Feindseligkeit zwischen den Gliedern eines Regiments und unter den Truppengattungen eines und desselben Heeres, wie der verbündeten Armeen, sind fressender Rost am

Gemeingeiste. „Russen! Preußen! Oestreicher! Alle für Einen, Jeder für Alle! bleibt dem männlichen Rufe treu und der Sieg ist euer!“ schloß Fürst Schwarzenberg seinen Armeebefehl vor der Befreiungsschlacht.

Der Gemeingeist wird durch blinden Gehorsam und durch Kameradschaft gestützt und erhalten.

Blinder Gehorsam ist die unbedingte Ausführung eines unzubekrittelnden Befehls; die schweigende Unterwerfung des Willens und der Meinung jedes Niedern unter das dienstliche Urtheil des Höhern und die Achtung und Ehrerbietung vor der Person und mehr noch vor der Charge des Vorgesetzten. Blinder Gehorsam ist die Grundlage militairischer Ordnung und Mannszucht, die rechte Hand der Kriegskunst und die Hebelkraft, die stufenweise von oben herab die Maschine hält, bewegt und führt.

Blinder Gehorsam dehnt sich aber noch weiter aus, viel weiter als es die spießbürgerliche

Gesinnung des Nichtmilitair einzusehen vermag; blinder Gehorsam verlangt die Verleugnung des eignen Interesses und persönlichen Ehrgeizes zum Besten des allerhöchsten Dienstes, die augenblickliche Beherrschung der Leidenschaften im Bewußtsein eines erlittenen Unrechts, ja, die Bereitwilligkeit, seinen Verdiensten Stillschweigen aufzuerlegen, wenn der ihnen gebührende Lohn nicht verabfolgt würde, oder — wie es im Kriege nicht selten der Fall sein soll — die erwartete Auszeichnung den Vorgesetzten träfe.

„Unmöglich!", ruft bei dieser Stelle irgend ein wohlmögender, unmilitairischer Leser, „wer könnte sich solch einem Despotismus unterwerfen, solch eine offenbare Kränkung jemals vergessen und wer müßte nicht bei derlei unverdienten Demüthigungen alle Lust und Liebe zur Fahne verlieren?" Der „deutsche Soldat" hat es aber schon im ersten Kapitel voraus- und in manch folgendem nachgesagt, daß unser Stand nach ganz andern Begriffen der Gerechtigkeit beurtheilt werden muß, als irgend ein nichtmi-

litairischer; der Kriegergeist zieht noch nicht in den Menschen, weil er den Kriegerrock angezogen hat und es liegt in der Art und Weise des blinden Gehorsams abermals ein Grund, warum der Soldatenstand von allen andern Ständen ein abgeschlossener bleibt. Blinder Gehorsam ist eben das unerbittlich strenge Gesetz, das, ohne Rechenschaft zu geben, nicht nur Blut und Leben und unsere physischen und moralischen Kräfte fordern kann, sondern auch die Schätzung unserer Dienste und Verdienste den Obern überläßt; und dieses unerbrechbare Siegel, dieser wichtigste Stempel unserer Pflichten, der blinde Gehorsam nämlich, wird unserm Stande nur durch jenen Kriegergeist aufgedrückt, der unser Stolz und unsere höchste Zierde ist. Tief in unserer heiligsten Ehre muß der blinde Gehorsam wurzeln, sonst wird er uns allerdings zum immerdrohenden Damoklesschwert, zum wunddrückenden Joch, zur unerträglichsten Knechtschaft.

Deshalb ist der blinde Gehorsam eine schwere Kunst und muß in früher Jugend gelernt und

geübt werden; er ist die einzige Schule für die Wissenschaft des Befehlens — aber dem Vereine aller militairischen Tugenden und Talente fehlt die Krone, wenn der Soldat nicht zu gehorchen und zu befehlen versteht.

Prinz Eugen erhielt kurz vor dem Treffen bei Zentha (durch des eifersüchtigen Caprara's Ränke) den ausdrücklichen Befehl seines Hofkriegsrathes, sich in keine Schlacht einzulassen. Den Inhalt des Schreibens ahnend, erbrach es der Feldherr erst, nachdem der Sultan bereits geschlagen und bis Belgrad zurückgeworfen war. Dieses überaus glänzenden Sieges wegen, der Wien vielleicht vor einer dritten türkischen Belagerung rettete, wurde Eugen bei seiner Ankunft in der Kaiserstadt vom Volke mit einem unbeschreiblichen Jubel empfangen, aber der schwersten Verantwortung über seinen Ungehorsam entging er nicht. Statt aller Entschuldigung legte der Held, seines Fehlers sich bewußt, demüthig das Siegel des türkischen Reichs zu Leopold's Füßen nieder, der ihn keineswegs gnädig empfing und

ihm im Vorsaale sogar den Degen abfordern ließ. „Ihre Feinde sind in Wien, die meinen in Paris“, sagte ihm Villars bei den Unterhandlungen des Rastatter Friedens. Uebrigens war dieser Vorfall nur Ursache, daß der Kaiser den „edeln Ritter“ für die Folge mit Gnade überhäufte und mit mehr ausgedehnter Vollmacht betheilte.

Der holländische Admiral Obdam erhielt von seiner Regierung die Weisung, die englische Flotte anzugreifen, selbst wenn Wetter und Wellen gegen ihn sein sollten. Alle seine Offiziere riethen ihm ab zu gehorchen, da nur durch ein Wunder der schlechteste Erfolg zu vermeiden war. Obdam zeigte statt der Antwort auf den Befehl, griff den Feind an und verlor die Schlacht und das Leben.

Feldmarschall-Lieutenant Neipperg, der bei Mollwitz gegen den jugendlichen Friedrich befehligte, gab dem General Römer den Auftrag, mit den Reiter-Regimentern so lange stehen zu bleiben, bis das Fußvolk sich geordnet habe.

Dieser aber, der viel durch das preußische Feuer litt und einen günstigen Augenblick zu erspähen glaubte, hieb endlich ein und — da er nicht unterstützt werden konnte, wurde er durch die feindliche Uebermacht abgeschnitten und versprengt. Er verlor das Leben, Neipperg die bereits halbgewonnene Schlacht und Maria Theresia ihr schönes Schlesien.

Ein echt militairisches Beispiel von Gehorsam gab Mina, der berühmte spanische Guerrillas-Häuptling. Als in Corunna dessen Verweisung bekannt geworden war, erbot sich die Besatzung und selbst das Volk, den geliebten General gegen jeden Angriff zu vertheidigen, aber Mina, obgleich tief gekränkt, war zu viel Soldat, um nicht allsogleich zu gehorchen. „Schont meiner Ehre!" antwortete er und so übergab er die General-Capitainschaft von Catalonien seinem Nachfolger Latré.

Wer ein freier Mensch sein und bleiben will und das scharfe Gebiß des blinden Gehorsams nicht vertragen kann, der werde nicht Sol-

dat, denn mit dem Schwur zur Fahne verschreibt er ihr so ziemlich Leib und Seele und seine Sklaverei adelt nur die Ehre, mit welcher und für welche er es thut.

Allein, diese Knechtschaft bedingt doch kein kriechendes Wegwerfen unserer Würde, die wir vielmehr auch dem höchsten Vorgesetzten gegenüber festhalten sollen, damit er uns achte und zu schätzen wisse. Ehre und Charakter kann uns kein Nero rauben, die wahre Männlichkeit geht ihren Weg geradaus und mit Festigkeit fort und wer sich rein und das Herz am rechten Flecke fühlt, wem das eigne Bewußtsein keine leichtsinnige Vernachlässigung seiner Pflicht vorwirft, der blickt selbst einem warschauer Konstantin — bekanntlich der gemüthloseste Leutscheerer und Soldatenhudler seiner Zeit — frei ins Auge, und es gibt derlei Blicke, die so würdevoll ruhig, wie aus tiefster Seele, auftauchen, daß sie auch einem gemein groben in pedantischer Plackerei verrosteten Vorgesetzten unwillkürlich Achtung gebieten.

Grobheit und Seccatur sind zwei erbärmliche Ergebnisse der langen Weile eines langen Friedens; ein üppig wucherndes Unkraut dienstlicher Strenge und — wenn auch nicht immer Blutsverwandte geistiger Beschränktheit, doch stets ein paar Commiß-Misgeburten, die den unter Wachtparaden ergrauten Diensteifer zum Vater, irgend eine Soldaten-Beiläuferin aber, wie: Aengstlichkeit, Gemeinheit, oder Eitelkeit, zur Mutter haben. Grobheit ist moralischer Stockstreich, Seccatur eine ganze Meute unausstehlicher Kläffer und es gibt hohe und niedere Vorgesetzte, die ihren untergeordneten Truppenkörper allsogleich seiner Auflösung nahe glauben, wenn sie ihn nicht zeitweise durch elektrische Risse aufrüttelten und ihm, wie springgiftige Mopse immer und ewig keifend und kneifend, an den Kamaschen hingen. Ebenso wenig fehlt es an Commiß-Tyrannen, die eine eigne Wissenschaft daraus machen, der vor ihrer hohen Person ausrückenden Abtheilung, durch ein wohlangebrachtes Kreuzfeuer umgekehrter Höflichkeiten,

eine vollkommene Niederlage beizubringen und auch den Commandanten endlich dergestalt in die Enge und in Verzweiflung zu treiben, daß er, gleich einer am Tage aufgescheuchten Fledermaus, taub und blind vor der Fronte umherschießt, weder aus noch ein weiß und in der Confusion, wie ein gewisser Stabsoffizier, seinen Lieutenants entgegenbrüllt: „In die Richtung, ihr Sakermenter!“ und dann den Tambours höflich zuflüstert: „Um Gotteswillen, meine Herren, schlagen Sie ein!“ Daß es dem allerhöchsten Dienste zum besondern Vortheile gereiche, wenn die Mannschaft Alles mit Widerwillen und deshalb nichts recht thut und der Commandant vor ihr stets auf den Pranger gestellt wird, glauben diese uniformirten Sackträger wol selbst nicht, ja, sie haben oft an ihren eignen Vorgesetzten, um die sie süß herumschwänzeln, ein Beispiel, wie Achtung gebietend und Aufmerksamkeit erregend eine kalte, ruhige und höfliche Strenge ist, aber sie sind vielleicht — namentlich beim Manoeuvriren — deswegen

so derb, um das Bild des Krieges deutlicher darzustellen; man fürchtet sich nämlich weniger vor Kugeln als vor dem groben Geschütz ihrer Gemeinheiten, die wie Granaten in ein Quarré fallen und den Betreffenden und Getroffenen niederwerfen. „Was haben Sie an dem heutigen Feldmanoeuvre auszusetzen?" frug ein bekannt barscher Oberster seinen geschickten Stabsoffizier; „Daß nicht mit scharfen Patronen geschossen wird, wir wären Alle höflicher", war die freimüthige Antwort.

Man kann in unserm Stande nicht Alles mit Sammthänden packen und wer energisch und durchgreifend zu Werke geht, wiegt nicht jedes seiner Worte, selbst der liebe Gott ist nicht höflich, wenn er donnert; aber Rohheit und Gemeinheit, Aengstlichkeit und Schwäche darf ein Vorgesetzter niemals durchblicken lassen, wenn er nicht vor seiner Truppe, sowol in Kriegs- als Friedenszeit, die elendeste Rolle spielen will.

Es wäre gut, wenn jeder Commandant

einer Truppe bedächte, daß er vor der Fronte mit seinem Gewinsel, Gebettel, Beschwören und Sakermentiren stets eine Art Schauspieler ist, seine Untergebenen aber ein Publicum ausmachen, welches ihn beurtheilt und zwar um so aufmerksamer, um so unnachsichtiger, je mehr er es durch Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit verletzt. „Der Zorn ist ein Narr" war der Leibspruch Schärtlin's und im Eifer entfährt dem gescheidtesten Menschen viel Unüberlegtes, ja, mancher Unsinn. Deshalb wird man nirgends leichter zur Carricatur als vor der Fronte, und kommt dann noch die Grobheit dazu, so ist der „wildgemachte Hanswurst" ganz und gar fertig.

Der Dienst ist freilich Schirm und Schutz genug, um sich von ihm, wie hinter einer Mauer, geborgen zu wissen und ungestraft Denjenigen mit Koth werfen zu können, den man treffen will; allein auch das hat seine Grenzen. Der Werfende besudelt vorerst sich selbst; der Ehrenmann fühlt sich entweder nicht getroffen,

oder findet Mittel den Schmuz abzuschütteln und sich in Zukunft zu wahren; der Gleichgültigere denkt sich ungefähr, was Götz von Berlichingen dem Obersten der Reichsarmee zur Antwort gab, als dieser ihn zur Uebergabe seiner Veste aufforderte, und endlich muß doch nur Derjenige eine Grobheit ertragen, der sie vertragen kann. Und vertragen kann sie Jeder, der heimlich einen Makel an sich hat, einen häßlichen, moralischen Schaden; Jeder, der sich nicht freisprechen kann von jenem schimpflichen Interesse, dem eine gemeine Seele so schwer widersteht; Jeder, der vor dem Augenblicke zittern muß, der aufdeckt, was er zum Heile seiner Charge und Ehre zu verbergen strebt. Wer weibisch schwach, unmännlich ängstlich, faul im Dienste und in seiner Pflichterfüllung ist und am Soldatenstande wenig mehr als den Sold begreift, den er nicht lassen kann, ohne zu verhungern, der schlägt feige die Augen nieder vor Grobheit und Seccatur; mehr noch! der wird zum Kriecher, zum elenden Kalfakter, zum geheimen Kundschafter, zum verächtlichsten

Geschöpf, das im Kriegerrocke stecken kann. Ein ängstlicher Vorgesetzter fischt gerne nach Zuträgern, ein erbärmlicher Untergebener bietet sich willig an und dies Naderer=, Spürer= und Schnüffler=System untergräbt allmälig die Einigkeit, den guten Ton, das gegenseitige Vertrauen, den ganzen Geist einer Truppe. Dies Schlangengezücht, das überall herum füchselt und wölfelt, windet sich selbst zwischen ein Offiziercorps und seinen Commandanten und ist eine Pest. Hinaus mit dem Spionir= und Ohrenbläser=Pack aus ehrenvollen Reihen! Den Abschied auch dem Commandanten, der solch heimtückischem Geflüster horcht, oder gar es fordert! Er ist kein Mann, kein Soldat, kein Vorgesetzter; er weiß nicht zu befehlen; er hat dem Körper, an dessen Spitze er steht, das frische, lebendige Blut mit fressender Jauche vergiftet, er hat den Gemeingeist seines Regiments durch den gemeinsten geschändet und ist auf dem Wege, aus dem Rittersaale ehrenwerther Männer eine Spinnstube voll schwatzender alter Weiber zu machen.

Da geht in der Plauschwuth, im Tritsch-Tratsch, im verleumderischen „man sagt“ endlich auch die Kameradschaft verloren, die — wie wir bereits erwähnt — als der zweite Stützpfeiler des Gemeingeistes steht.

Kameradschaft ist das brüderliche Band, das sich von einem Soldaten zum andern bis zum Feldherrn, — durch das ganze Heer und bis zu fremden Armeen zieht; sie ist jene Kette der alten Deutschen, mit welcher sie ihre Glieder gegen den Andrang der Feinde verbanden; sie ist der gegenseitige Beistand in Freud' und Leid, in Noth und Kummer, jenes gemüthliche Zusammenhalten einer Truppe, das man Ein Herz und Sinn nennt; sie soll endlich das letzte und strengste Gericht sein über die Ehre und den Werth des Einzelnen.

Selbst mit dem Feinde, mitten in der heißesten Schlacht, findet eine gewisse Kameradschaft statt: wir ehren ausgezeichnete Kriegereigenschaften auch an unserm Gegner; wir behandeln seine gefangenen Braven mit Achtung für

ihr Unglück; wir sorgen für seine Verwundeten, gleich als gehörten sie zu uns; mit einem Worte, wir sollen, wie einst die Ritter bei ihren Lustturnieren, dem zu Boden gestreckten, wehrlosen Feind die Hand zum Aufstehen reichen.

In der Schlacht von Bicocia gaben sich eine Anzahl französischer Ritter das Wort, Herrn Georg von Frundsberg, Meister und Muster der frommen Landsknechte, lebendig oder todt in ihre Gewalt zu bringen. Einer von ihnen sprengte den Feldherrn auch so nahe an, daß er von dessen Getreuen überwältigt und gefangen wurde. Frundsberg erhielt ihm nicht nur das Leben, sondern schenkte ihm auch ein Pferd, entließ ihn ohne Lösegeld und schickte ihn seinem Könige zu, „jme Zeugniß gebend, er hab sich Ritterlich gehalten, wenn ers dem Keyser gethan hett, so müßt er sein lebenlang ehrlich gehalten werden."

Lustig endete der Kampf um den Tarischen Bierkeller bei Schwäbisch-Eglingen. Kaiserliche und Franzosen hatten den ganzen Tag tapfer

gerauft und mochten wol trockene Kehlen haben; da schlossen beide Theile einen Waffenstillstand, soffen den Keller in friedlicher Gemeinschaft aus und schlugen sich dann wieder bis in die sinkende Nacht.

Die Blütezeit der Kameradschaft ist überhaupt der Krieg; da sind unsere Herzen jung und klopfen unsere Pulse rascher; da ist die höhere Entwicklung moralischer Kräfte und der gesteigerte Enthusiasmus in Allem und Jedem, läßt uns auch die Kameradschaft schätzen, wie es ihr gebührt. Gleiche Gefahr und Noth und stets das Bild des nahen Todes vor Augen, legt sich Arm in Arm und schließt sich Herz an Herz. Keine Geliebte, keine Gattin, keine Kinder stehen uns zunächst, der Kamerad nur, der an unserer Seite fechtet, dessen Schwert uns rettet, dem wir selbst die Hand zur Hülfe reichen und der mit uns lebt und stirbt. Im Frieden hingegen röchelt die Kameradschaft allmälig aus und nach der jetzigen langen Ruhe sind wir auf dem Punkte, daß wir dies schöne Krie-

gerbündniß kaum mehr vom Hörensagen kennen. Es war noch vor zwanzig Jahren anders, die Erinnerungen einer kräftigen Zeit summten in den Gemüthern nach; die Armeekreuze, diese Zeugen eines gemeinsam errungenen Ruhms, waren zugleich die Wahrzeichen einer schönen Vereinigung; die neu eingetretene Jugend verstand noch den Geist jener innigen Verbrüderung, denn sie hatte ihn unmittelbar vom Alter ererbt; das vertrauliche „Du" zwischen gleichen Chargen beim ersten Begegnen (das die östreichische Armee bis zur Stunde charakterisirt) fand im Deutschthun und Deutschthume der Freiheitskriege seine Entstehung. Da war man tagelang Ein Herz und Eine Seele und frug sich erst zufällig, oder beim Abschied um den Namen. Man machte gegenseitig weniger Complimente, aber man war treuherziger; man besaß schwerlich mehr Geld als jetzt, aber der Kamerad theilte, so lange er etwas zu theilen hatte; es fehlte vielleicht auch damals nicht an gewissen Fuchsschwänzern, aber das Ganze ließ den Ein-

zelnen nicht leicht in der Patsche, man hatte den Muth den Kameraden gegen Unrecht und Ungerechtigkeit zu vertheidigen und kannte nicht die Rangwuth und den Avancir-Hunger von heutzutage. Man soff gottesmörderlich, das ist wahr, aber Alles soff, Alt und Jung, Vorgesetzte und Untergebene, man faßte Vertrauen zu einander und wenn die Köpfe warm wurden, gingen die Herzen auf und Jeder sagte was er auf der Leber hatte. Da war Alles vergessen und vergeben und der geheimste Groll wurde im Weine für immer ertränkt.

All diese ritterlichen Eigenthümlichkeiten der Waffenfreundschaft (das Bechern war auch im Mittelalter nicht die letzte) verwischte uns nach und nach der Friede. Die sogenannt gebildeten Kameraden finden keinen Geschmack mehr im Umgange mit den Söhnen der Pike; der unverhältnißmäßig steigende Luxus läßt das Fürstenkind und des reichen Wechslers Buben, als Lieutenant schon, einen Wallenstein'schen Hofstaat halten, während dem mittellosen Offizierssohn

sein Pfund Fleisch vom Fourierschützen angerichtet wird (freilich ist der Unterschied, daß des Einen Vater gerade da am Bette der Ehre starb, wo der alte „Paron" seine erste Million erwarb). Kein Humpen ehrlichen deutschen Weines versammelt mehr die fröhlichen Kumpane um sich, Champagnerstöpsel nur knallen für die Auserwählten und wer zu stolz ist ein Schmarotzer zu sein, der bleibt einsam bei seinem Glas Bier und seinem Schwarzrettig; Geburt, Vermögen und Glück bringen Manchen schneller vorwärts und zu höhern Stellen, während die Minderbegünstigten vor Alter, Bitterkeit und Neid ordentliche Menschenfeinde werden; das jahrelange Festsitzen in einer und derselben Station führt auf heimliche Wege und endlich zum Altar, die Pedanterie des Friedensdienstes, die mehr und mehr alles Geistige und Poetische aus unserm Stande verdrängt, zersplittert die gegenseitige Anhänglichkeit in tausend kleine Gehässigkeiten; mit einem Worte, all das zusammengenommen ist es, was die Kameradschaft

von unten auf räderte, und endlich erstand ein Feind gegen sie, der ihr den Gnadenstoß gab, und dieser grimmigste Feind ist das — Wasser.

Ja, ihr Herren Collegen und Confratres, die wir uns nicht mehr Kameraden nennen können; der gräfenberger Prießnitz, seit er uns mit seiner verwünschten Wasserkur die Weinflaschen zerschlagen (die starken französischen, nämlich Champagner- und Bordeaux-Bouteillen hielten aus), hat uns auch die Kameradschaft und manch andere Soldatentugend obendrein, an der Wurzel abgeschlagen; seitdem uns der Wein nicht mehr die kleinen Selbstsüchteleien aus dem Herzen, die unvermeidlichen Zwistigkeiten aus dem Gemüthe und die Grillen aus dem Kopfe spült, schwemmt sie das Wasser vielmehr zusammen und verhärtet sie zu jener unliebenswürdigen, kalten, langweiligen und nüchternen Selbstsucht und Antheillosigkeit, die es sich in unserm Innern so breit und bequem machen und die Kameradschaft ganz und gar versanden.

Wird es endlich mit der Ordentlichkeit des Zeitalters nicht noch so weit kommen, daß auch der Soldatenstand, bei dem der lustige, leichtsinnige, unbekümmerte Muth Alles macht und der bei einem Becher Wein Entbehrung, Hunger und Kummer vergißt, dem Mäßigkeits-Vereine beitreten muß?

Der „deutsche Soldat" will kein Lobredner der mittelalterlichen Saufgelage früherer Jahre sein, da der Spruch galt:

Wer sich scheut ein Rausch zu han,
Der ist gewiß kein Biedermann,

aber es lag doch in der damaligen Art des friedlichen Kriegerlebens eine gewisse Kraft, eine — wenn auch rohe — Männlichkeit; jetzt sind wir die wahren Herkulesse am Spinnrocken und sobald wir den Degen von der Hüfte schnallen, sticken wir Fußschemmel und Sophapolster.

Rechtlichkeit.

Ehre, Ehrlichkeit und Herz,
Fester Schmelz zu einem Erz,
Sind das nicht drei gute Weihen,
Um des Kriegers Schwert zu feien?
Soldatenlied.

Es sind zwei Tugenden, die sich im Worte Biedersinn vereinigen, nämlich Rechtlichkeit und Menschlichkeit.

Muth, Talente, glänzende Persönlichkeit und Geschick zur Verwendung, all die prächtigen Soldateneigenschaften sind gleichwol ohne Halt und Gehalt, wenn jene beiden dem Krieger fehlen. Biedersinn führt in unserm Stande sicherer noch durchs Leben als selbst der Verstand und es gibt keine schönere Grabschrift eines Soldaten im Frieden wie im Kriege, als: er war ein Ehrenmann. „Anhalt, ehrlich Blut!“ rief Kaiser Maximilian in tiefer Betrübniß, da

er den Tod seines getreuen Generals, Rathgebers und Jugendfreundes erfuhr, und dies Schmerzenswort des letzten Ritters gibt dem Fürsten Rudolf zu Anhalt gewiß ein ebenso ehrendes Zeugniß als die Geschichte, die ihn den Tapfern nennt.

Und zum Ehrenmanne gehört unbedingt der Biedersinn; rein muß die Seele sein von Unredlichkeit, von niedriger Selbst- und Habsucht, rein das Gewissen von Fluch und schwerwiegenden Thränen; „ohne Furcht und Tadel" wurde der tapferste und biederste der Ritter genannt.

Lazarus Schwendi, Freiherr auf Hohenlandsberg, der vier Kaisern und dem spanischen zweiten Philipp gedient hatte, nahm mit dem Ruhme eines tüchtigen Feldherrn auch den des „humansten Soldaten" mit ins Grab. Rechtlich und unbestechlich hielt er strenge auf Kriegszucht und — was in jenen Zeiten unbegreiflich schien — suchte die Truppen vom Plündern abzuhalten, wo es möglich war.

Feldmarschall Graf Khevenhüller, der keineswegs auf die menschlichste Weise, nicht nur das vom Feinde besetzte Oberöstreich in einigen Wochen zurückgewann, sondern auch halb Baiern dazu eroberte und an demselben Tage siegreich in München einrückte, da der Kurfürst Karl Albrecht, „den das Unglück nicht eher verlassen, als bis er das Unglück verließ", nämlich starb, in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde; dieser wildtapfere General, der Befehlshaber jener furchtbaren Horden eines Trenk, Menzel, Lannoy und eines Heeres, das in Stolz und Haß gegen den Thronräuber einer geliebten Königin entbrannt war; Khevenhüller, der alle Gräuel des Todes, des Sengens und Brennens und der Verheerung in seinen Reihen führte, durfte sich dennoch am Sterbebette mit dem Gedanken trösten, daß kein ungerecht erworbener Heller auf seiner Seele laste und ihn niemals ein anderer Beweggrund zu Lohn und Strafe für seine Untergebenen geleitet habe, als die strengste Gerechtigkeit. „Ich verlor einen redlichen Vasal-

len und einen Beschützer, den nur Gott belohnen kann", klagte Maria Theresia bei seinem Tode.

„Was Ziethen über Alles erhob," heißt es auf dem Monumente der preußischen Generale zu Rheinsberg, „war seine Rechtlichkeit, seine Uneigennützigkeit und seine Verachtung Derjenigen, die sich auf Kosten der bedrückten Völker bereicherten." Im siebenjährigen Kriege soll das preußische Heer, selbst in Feindes Land, alle Lebensmittel ordentlich bezahlt haben; Schwerin's Lager war ein Markt, auf welchem der Landmann seine Producte absetzen konnte und Offiziere, die auf dem Marsche nicht ihr Schlafgeld berichtigten, unterlagen der ernstesten Verantwortung. Daß aber diese Mäßigung durch den ganzen Krieg stattgefunden, ist kaum zu glauben, denn wo die fürchterlichen Rothmäntler hausten, die nicht selten aus Comitatkerkern zusammengetrommelt wurden, wo Baschkiren und Kalmücken ihre blutige Wirthschaft trieben und der elegante Herzog von Richelieu Kosaken und

Panduren an Geldgier, Raubsucht und Ruchlosigkeit beschämte, da wird wol endlich der lammsanfteste Berliner Geduld und Bescheidenheit verloren haben.

Allein früher — und zwar durch Jahrhunderte — war eine Zeit, in welcher man das Beutemachen als billigen Anspruch, als Vergütung der Mühen und Entbehrungen des Soldaten betrachtete; in welcher das Plündern durch den scherzhaft nachsichtigen Ausdruck: „mit der längsten Elle messen" bezeichnet wurde; in welcher sich beides nicht nur mit der Kriegerehre ganz wohl vertrug, sondern auch selbst Schriftsteller sagen konnten: „Beute- und Beuteljagen gehört zum Trommelschlagen." Als Götz von Berlichingen einst eine feindliche Schar angriff, fielen seitwärts des Weges mehrere Wölfe in eine Schafheerde; „Glück zu", rief er ihnen zu, „Glück zu überall!" Damals war des ehrliebendsten Feldherrn Wahlspruch: leben und leben lassen; ein Christian von Braunschweig, „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind", mochte

seinen räuberischen Gesellen zurufen: „Nehmt Alles, nur glühendes Eisen und Mühlsteine laßt liegen" und es ist begreiflich, wie jenes alte Landstürzerlied aus dem dreißigjährigen Kriege, das eher einer Diebsbande würdig wäre, so viel Glück unter der Soldateska machte:

Stehlen, rauben, plündern, Beute,
Herzeleid für andre Leute,
Das ist des Soldaten Freude.

Beim Sturme von Rom, der ohne des Kaisers Einwilligung und Wissen und — wie Einige wähnen — selbst gegen den Willen des Herzogs von Bourbon, im Jahre 1527, von dessen Truppen unternommen ward, dauerte die Plünderung fünf Tage. Was gothische und vandalische Zerstörungswuth, was die gierigste Habsucht, die viehischeste Ausgelassenheit eines aus allen Nationen unter die Fahnen gelaufenen Pöbels Schauderhaftes zu erdenken vermochte, wurde da vollbracht und selbst die geregeltern deutschen Scharen, die frommen Landsknechte Georg von Frundsberg's, sahen sich in die allge-

meine Zügellosigkeit mitgerissen. Aber keine Schandthaten werden ihnen nachgesagt, sondern „Curzweil und Affenspiel" trieben sie, „die Cardinalshüt setzten sie auf und thaten die langen rothen Röcke an und ritte der dicke Sandizell als Papst herum." Am grauenhaftesten hausten die Spanier und Italiener; Manns- und Frauenklöster, Kirchen und Gräber wurden erbrochen und heilige Leiber bestohlen und geraubt. „Nur zu, meine Kinder!" schrie der wahnsinnige Mönch von Siena, „Pfaffen- und Kriegsgut geht wieder hin als her." Ritter und Knechte zogen mit reichen Schätzen und kostbaren heiligen Ueberresten in ihr Vaterland und es ward noch jahrelang darnach, mit den ehrwürdigen Gebeinen knochenweise ein schmählicher Handel getrieben.

Von Schärtlin's römischer Beute ist zwar nur der Strick bekannt, mit welchem sich Judas Ischarioth, nach seinem Verrath unsers Heilandes, erhängt hatte, und der noch in den letzten Siebenziger-Jahren — wie Holzschuer,

der Herausgeber der eigenhändig verfaßten Lebensbeschreibung des Ritters bemerkt — auf dessen Schlosse zu Burtenbach, in Augenschein genommen werden konnte; allein was der fromme Held sonst noch mit in die Heimat gebracht, muß wol mehr werth gewesen sein, denn er hinterließ eine Million. Daß Jürg von Frundsberg, der biedere Deutsche, außer den Schlüsseln von Genua, dem Scepter des Dogen, der großen Seeflagge der Republik und dem gewaltigen Reichsschwerte Franz' I., keine Schätze aus Italien mitnahm, bewies seine Armuth nach dem Kriege und nach seinem Tode. Dennoch traf auch ihn der Fluch der Geistlichkeit und Paulus Jovius, Bischof zu Murcia, redet ihm gehässig nach: „er seye Impius und habe einen Gülden Strick im Busen getragen, er wöll den Bapst und die Cardinäl henken."

Jammerschade war es, daß Eugen und Marlborough die bei Höchstädt gefangenen achtundvierzig Kutschen mit pariser Damen, die eben dem Marschall Tallard und seinen galan-

ten Offizieren im Lager einen Besuch gemacht, so schnell zurückschickten. Hätte das Kriegsglück den Franzosen eine deutsche Eroberung dieser Art in die Hände gespielt, sie wären gewiß weniger großmüthig gewesen. Die denkbar glänzendste Beute machten übrigens die Hunnen, als sie die heilige Ursula mit elftausend Jungfrauen fingen; man weiß auch gar nicht recht, wie die Legende eigentlich ausgegangen.

„Das Wort Krieg", sagt Heinrich Kirchhof, „kömmt von kriegen, welches so viel bedeutet, als etwas erhalten, in seinem Begriffe aber dem Wegnehmen näher steht als dem Bekommen. Ein Krieger ist daher Derjenige, der etwas kriegt und wer auf solche Weise viel kriegt, der ist ein glücklicher Krieger." Schon dergleichen naiven Definitionen nach, war es von jeher mit der Ehre des Kriegsmanns verträglich, sich durch Plündern und Beutemachen zu bereichern und selbst im Mittelalter, da die Blume der Ehrenhaftigkeit — freilich andersfarbig und andersduftend als heutzutage — in

schönster Blüte stand, brachte es dem Ritter nur Schande, Wittwen und Waisen und Wehrlose überhaupt zu überfallen. Angesagte und ehrliche Fehde gebot das Faustrecht, war aber die feindliche Burg erobert, dann ging es über Gewölbe und Böden, Keller, Kisten und Kasten und zuletzt wurde jedes Mal der rothe Hahn aufs Dach gesteckt. Kaufleute auf öffentlicher Straße niederzuwerfen, war nicht geradezu erlaubt, aber — wenn es nicht auf heimtückische und Buschklepperart geschah, oder das Krämervolk gar mit „keckem Stadtgeleite" zog — um so weniger eine unmittelbare Schmach für den Thäter, als die Städte vorhinein schon als Feinde der Ritterschaft, und die handeltreibenden „Kümmerer und Juden" als ein zu allen Zeiten jagdgerechtes Wild vom Adel angesehen wurden. So und nicht viel besser hielten es die ehrenfestesten Namen jener Periode, vom Finkler Heinrich, dem ersten Ritter, bis zu Maximilian, dem letzten; so thaten die Schottenstein und Dürnstein, die Truchses und Thüngen, die

Rottenhann und Berlichingen und all die Eisenmänner, deren Eisenfäuste nicht gerne feierten; so that auch Rudolf von Habsburg, da er noch als schweizerischer Graf, von seiner Felsenfeste aus, auf Städte, Bischöfe und Herren fiel, ihnen den gewaltigen Schild hinhaltend, worauf Faustkolbe und Oelzweig gemalt und der Spruch darunter war: Wehl was du wilt. Der ehrliche Fugger, der seinen Ehrenspiegel (diese Vergötterung des glorreichen habsburgischen Hauses) schon in einer lichtern Zeit schrieb, geberdet sich oft fast komisch, wenn er bei jeder Waffenthat seines ersten und Hauptheldens, Rudolf, stets den Wiederholungssatz anbringen muß: „dann wurde geplündert und die Burg verbrennt.“

Wie gut sich derlei barbarische Gewohnheiten überhaupt mit der Rilterehre — und zwar noch zu einer Zeit vertrugen, da Hund, Falke und Leibeigner schon lange nicht mehr im gleichen Werthe standen, beweisen ferner die sonderbaren und oft ganz widersinnigen Rechte des dama-

ligen Adels. Wenn auch die aufgedrungenen Geleite auf offener Straße, die der Reisende mit schwerem Gelde erkaufen mußte, die gewissen Schutzzölle, die sogar die edelsten Geschlechter von einzelnen vielwandernden Gewerben für sich allein in Beschlag nahmen, wie denn die Grafen von Hohenlohe Kesselflicker=Schutz übten; wenn, wie gesagt, solche Plünderungsrechte, ihrem Entstehen nach, noch entschuldigt werden könnten, so waren doch andere allem gesunden Menschenverstande entgegen. Z. B. das Recht der Potendorfe und Mordaxe in Kärnthen, die, während der neue Landesfürst am Huldigungsstuhle saß, nach Belieben jedes Dorf im Lande verbrennen konnten, wenn es sich nicht früher loskaufte, was natürlich niemals unterlassen wurde.

Und so war denn plündern, sengen und brennen gleichsam eine Nothwendigkeit der damaligen Kriegsführung; man wußte es nicht anders und wenn der ewige Landfriede durch den adeligen Weißkunig Maximilian durchgesetzt

und von seinen Nachfolgern festgehalten wurde, so konnte es durch keine andern Mittel geschehen, als abermals durch Feuer und Schwert, Zerstörung und Plünderung. Ohne übrigens diesen ruheliebenden und ruhebringenden Kaisern ihre edlen Herzen absprechen zu wollen, so war es doch weniger der Eifer für den Frieden des Landes, der den Landfrieden gebar, als vielmehr die Furcht vor dem immer kühner und mächtiger aufstrebenden Geist des Ritterthums, der fast den Glanz kaiserlicher Majestät erbleichen machte. „Trutz Kaiser" hieß der Thurm, den jener Pfalzgraf am Rhein an sein Schloß zu Heidelberg baute und dieser wilde, übermüthige Trotz mußte gebrochen werden, um uneingeschränkte Fürstenmacht zu erringen. Das ahnten Männer, wie Hutten, Reuchlin und Sickingen und deshalb brach dieser vor seinem Tode in die prophetischen Worte aus: „Ich bin nit der Hahn, darum man tanzt, sondern man will tanzen um die ganze Ritterschaft." Wenn nun später die Kaiser in ihren Bemühungen für die

Ruhe des Landes, für Straßen- und Handelssicherheit durch den Adel unterstützt wurden, so that es dieser noch lange nicht aus einem reinsittlichen Beweggrunde, oder einem geläuterten Begriffe von Ehre, vielmehr trieben ihn ganz andere fernerliegende Ursachen dazu, das Pulver nämlich und die heilige Vehme. Nicht die kaiserliche Acht, nicht die Reichstruppen konnten den alten Raufbold auf seinem hohen Adlerhorste schrecken, wol aber jenes heimliche Tribunal, das bei Nacht und Nebel richtete und dessen Dolche zu Hause am Lotterbettlein so sicher trafen, als auf freien Felde; wol aber der Purlebaus, der Weckauf, die scharfe Metze und die Singerinn, die ihm Thurm und Wall zusammenkrachten. Dem Kriege mit Feuerröhren konnte die deutsche Degentapferkeit keinen Geschmack abgewinnen und das Pulver wurde daher der eigentliche Kitt für den ewigen Landfrieden. Nur ein Mal noch zuckte das Faustrecht mit all seinen Gräueln unter Wilhelm von Grumbach auf, der im Vereine mit Mandels-

lohe, Zedtwitz, Stein und Rosenberg die zerrissene Freiheit und Reichs-Unmittelbarkeit der deutschen Ritterschaft herstellen wollte, aber dafür selbst in vier Theile zerrissen wurde; dann ging das Faustrecht in allerdurchlauchtigste Fäuste über und hieß nunmehr Landfriede, dann wurde statt von Herren und Rittern, von Fußknechten und Reitern gesengt und gebrennt und die Nacht- und Nachrichterei der heiligen Vehme ward zum Reichskammergericht, zu jenem unterthänigsten Pedell des Excellenzen-Wachsfiguren-Cabinets zu Regensburg, zu jener bocksteifen, unbehülflichen, bestaubt und vermoderten Papiergerechtigkeit, die mit ihren Acten über mittelalterliche Händel, vielleicht bis zur Stunde noch nicht fertig wäre, wenn Napoleon diesen gordischen Knoten nicht mit dem Alexanderschwerte durchhauen hätte.

Sobald nun das Ritterthum im Soldatenstande aufgegangen war, vererbte sich das liebgewöhnte Plündern und Beutemachen natürlich auf diesen und ward selbst im Frieden zu einer Art Schnapphahn-Gewerbe. Das unter Rau-

fen, Rauben und Saufen ergraute Kriegsvolk, das „Sold nahm und dem Teufel diente", lief bis zu neuer Werbung, entweder „als allerärgste Schälk, böß und freydig mit dem Maul, auf den Gart und Bettel," oder zogen die „Spietz- und Lottersbuben" in ganzen Fähnlein, unter selbstgewählten Führern, „brassend, schlemmend und demmend von einem Losement zum andern, rufen und schreien Mum, Mum: hauwen einander selbs lam und krum, sind Plag und Schreck der Dörfer und Fleck und verschonen nit Kirchen, in welche arm Leut ihr armütlein geflöhet."

So bald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern erkoren,
Der erste, der ihn ernährt,
Der andre, der ihm ein schöns Weib beschert,
Der dritt, der vor ihn zum Teufel fährt.

Jene herrenlosen Landsknechte mit der Wolfsfahne: „Ich dürst nach Beute", sprachen offen ihr Gewerbe aus, der „unchristlich und verlorne" Haufe, der dem König Johann von Dänemark

gegen Schweden gedient hatte, kehrte als „niemand nütz Volk“ in sein Vaterland zurück und die gewissen Kreuzer, die im sechzehnten Jahrhundert gegen die Türken bestimmt, auch nach ihrer Entlassung die Waffen nicht mehr ablegten, mußten mit Gewalt ausgerottet werden. Sogar als stehende Heere mehr und mehr in Anwendung kamen, als endlich mit der Ehrenrettung der ganzen Menschheit, auch die Kriegerehre menschlicher, und Soldatenzügellosigkeit zur Kriegszucht wurde, blieb es dennoch in den Artikulsbriefen bis zu den spätern Kriegsartikeln beim Plündern und Beutemachen und wenn man in alten Kriegsbeschreibungen oftmals den Ausdruck liest: „und ist bei der Stürmung ordentlich und ehrbar hergegangen,“ so wollte dies nur sagen: es wurde nicht eher, nicht unmenschlicher und nicht länger geplündert, als es das Gesetz und der Befehlshaber erlaubten. Ganz und gar ohne Plünderung war eine Eroberung kaum denkbar und erst vom spanischen Erbfolgekriege angefangen, erhielt diese Räu-

berei im Großen, feste und mildere Formen, bis sie endlich in neuester Zeit Requisition und Contribution (höfliche Bitte mit gespannter Pistole) genannt wurde.

Die Erfahrung, daß manch halbgewonnene Schlacht durch die Raubungeduld der Truppen verloren ging, brachte übrigens schon in die ersten Artikulsbriefe gewisse strenge Bestimmungen über Plündern und Beutemachen. Fronsperger sagt: „Wann nun der Oberst aller sorg frei ist, soll er Reisigen und Fußknechten, Weibern und Buben ein Zeichen geben den Schlachtplatz auffzuraumen, die Beut wölt er gemeinigklich vor alle aufheben und austheilen lassen, einem wie dem andern und welcher eines Hellers werth verzwickt, on alle gnad an ein Ast henken.“

In einem Artikulsbriefe Maximilian's II. heißt es: „daß ein Jeder alles, was er vom einzelnen Feind erjaget, behalten, wegen der Gefangenen aber, mit ihme um eine billiche Recompens gehandelt werden solle; item daß alle

guten Beuthen (Pferde, Kanonen, Munition, Vorräthe und Kriegskassen), bei Leibs-Straff und Confiscirung der Beuthe, innerhalb drei Stunden dem General angezeigt werden sollen, damit sie registrirt und (nachdem der Kriegsherr sie eingelöst) ihr Werth nach eines jeden Stand und Meriten ausgetheilt werden könne."

Khevenhüller's oftmals schon angeführte Observationspunkte erklären den zweiundfunfzigsten Kriegsartikel folgendermaßen: „Es soll sich keyner des Plünderns gebrauchen, es sei dann, daß der Feind gänzlich geschlagen und ist der Beute wegen eine gewisse Ordnung: wenn ganze Partheyen dem Feind etwas abnehmen, so wird solches dem Meistbiethenden verkauft, alsdann vermög denen Mund-Portionen ausgetheilt. Ist aber, daß in völligen Schlachten und Stürmen jemand Beut machet, so gehöret sie deme, der sie zum erstenmal ertappet. Des feindlichen Generalen Zelt wird für den commandirenden Generalen in Besitz genommen, desgleichen pflegen die andern Generale, Obristen

und Staabsoffizier vor sich etwelche Commandirte Beut zu machen auszuschicken."

Und so war denn Plündern und Beutemachen vollkommen gesetzmäßig und die frühern Kriegsvolk-Ordnungen geben genau an, wann die Plünderung beginnen durfte und wann sie enden mußte; Trommel- und Trompetenzeichen waren für Anfang und Ende derselben festgesetzt; Pflug, Mühlen, Backöfen und Lebensmittel durften nicht beschädigt werden; vor dem Sturme wurde umgeschlagen: der Kirchen, Frauen, Jungfrauen, Greise und Kinder zu schonen; dem Kriegsherrn gebührte Geschütz, Munition und Proviant, dem Feldherrn alle fahrende Habe, Gold- und Silbergeschirr, doch wurde für Ersteren Alles nach bestimmten Preisen eingelöst. Dem Feldzeugmeister gehörte das erbeutete Metall an Glocken, Handwaffen und Rüstungen; dem Schanzmeister alles Beschossene an Mauer- und Bretterwerk. „Sonst hatte der Obrist von der Beute der Knechte den zehnten Theil, ist aber außer Brauch gekommen" — sagt Lazarus

Schwendi — „und geben ihm einzelne Personen etwa eine Verehrung, aber selten." Was an Vieh mit gespaltenem Hufe erbeutet wurde, war zur Hälfte dem Kriegsfürsten, zur Hälfte denen, so es genommen. Der Feldobrist hatte seinen „Branntmeister und Brennfahne und ließ er dieselbige fliegen, wann es sein Befehl war zu brennen, doch hatte sonst niemand die Macht dazu."

Und bis heutzutage ist Beutemachen und Plündern (wenn auch menschlicher geregelt) nicht ganz aus unserm Stande verschwunden und kam der Fall noch in den neuesten Zeiten vor, wie denn Marschall Wrede das Städtchen Arcis an der Aube, dessen Einwohner auf seine Baiern geschossen, durch sechs Stunden plündern ließ. Muß noch hie und da solch ein grausames Beispiel in Feindesland gegeben werden, so wendet sich doch der vom bessern Geiste beseelte Soldat stets mit Abscheu von diesem wilden unmenschlichen Gebrauche und schließt sich mit seiner Denkungsart lieber zu jenen edeln

deutschen Truppen, die nach dem letzten französischen Kriege alles Beutegeld, das sie für die eroberten Geschütze von ihrem Landesherrn erhielten, zu wohlthätigen Zwecken für Invaliden, Soldaten-Wittwen und -Waisen bestimmten.

Während aber die ehrliche Räuberei sich durch Jahrhunderte zum System herangebildet hatte und durch des fürchterlichen türkischen Sackmanns Beispiel eine neue Hochschule durchwanderte; während Franzosen und Deutsche gegenseitig bei einander in die Lehre gingen und die berüchtigten Rothmäntler noch im siebenjährigen Kriege wie Raubwölfe auf Lebendige in friedlichen Hütten stürzten und wie Hyänen nicht die Todten in ihren Gräbern verschonten, entstand seit Errichtung der Landsknechte allmälig eine Art des Plünderns, mit welcher jedoch vorerst nur die höhern Offiziere beschuldigt werden konnten, es war die Unredlichkeit gegen das hohe Aerar.

Sobald mit einem Kriegs-, Feld- oder Generalobersten der Vertrag abgeschlossen war, so

und so viele Fähnlein zu Diensten der allerhöchsten Herrschaft zu stellen und ihm daher Recht und Gewalt verliehen wurde, ein fürstlich oder kaiserliches Werbpatent umschlagen zu lassen, so erschienen nach Aufstellung des Heeres und auch noch später von Zeit zu Zeit die Kriegsräthe und Musterherren, um sich im Namen und Interesse des Regenten von der Vollziehung jenes Vertrages, von Anzahl, Bewaffnung und Ausrüstung der Mannschaft die Ueberzeugung zu verschaffen, kurz, zu untersuchen, ob des Kriegsfürsten, oder „Ihro kaiserlichen Majestät Schade gewarnet, und Frommen befürderet worden." Da geschah es nun nicht selten, daß diese alten Perücken — kirre gemacht durch Gelage und Geschenke — die Augen hinter ihren Brillen zudrückten und nicht gewahr wurden, wie Leute und Pferde auf dem gehörigen Stand fehlten. War der Musterherr aber streng und redlich, so wurden für den Musterungstag eigens gemiethete Bursche in die Harnische und Reihen gesteckt, welche die leeren Rot-

ten ausfüllten und blinde Rotten, oder Passevolanten hießen.

Solch unsauberes Beispiel von oben verfehlte nicht seine Wirkung nach unten und bald wurde von allen Seiten am hohen Aerarium gezerrt und gerissen; wer einen Zipfel erobern konnte, der that es und wurde zuletzt von diesen „Geizwürmern und judsüchtigen Offizieren" selbst dem armen gemeinen Manne Sold und Gebühr geschmälert. Die Armee war eine einträgliche Grafschaft, das Regiment eine Meierei, die Compagnie wenigstens eine Melkkuh; keine Krähe hackte der andern die Augen aus und eine Hand wusch die andere. Deshalb endlich die strengen Gesetze wider Hintergehung der Musterung, gegen Veruntreuung des kleinsten ärarischen Gutes, gegen Vorenthaltung des Soldes und Verhehlung abgehender Mannschaft, Pferde und Ausrüstung.

Zu gegenwärtiger Zeit, da die Begriffe über militairische Ehre geläuterter sind und deren Verletzung augenblicklich beim wahren Namen

genannt wird, können derlei Panduren und Tolpatschen des Friedens ihr Wesen nicht länger treiben und wer die silberne oder goldene Degenquaste, die Chärpe, oder den Ringkragen trägt, muß es schlecht, niedrig und ganz und gar dem Offizierscharakter zuwider finden, auch nur das Geringste sein zu nennen, das ihm nicht gebührt. „Warum soll man den Gewinn dem Aerar schenken?“ ist ein durch und durch gemeines Wort, selbst wenn dies sogenannte Schenken eine enger bezeichnete Grenze hätte und es sich leichter bestimmen ließe, wo das Schenken aufhört und das Nehmen anfängt. Nichts, aber auch nicht das Geringste von dem, was sich der Offizier nicht reglementmäßig zueignen darf, kann er behalten, ohne einen unerträglichen, mit seinem adeligen Stande unverträglichen Schimpf auf sich zu laden, und mit dem untersten Musketier, der sein Commißhemd verkauft, auf einer und derselben Stufe zu stehen, da ist der Nagel auf den Kopf getroffen.

Aber selbst zur Zeit des dreißigjährigen Krie-

ges, da „Beutemachen der Acker, und der Säbel die Sichel des Soldaten" war und Feldherr und Kriegsheer jahrelang von Brandschatzung und Plünderung sich erhielten; da ein Ernst von Mansfeld einen völligen Freibeuterkrieg führte, bis er endlich sein mit englischem und französischem Geld erkauftes Geschütz und Heergeräth in tiefster Armuth veräußerte; da ein Christian von Braunschweig „die Provinz Lothringen wie Weinträber auspreßte" und ein Herzog von Savelli zu Demmin den Bauern die Pferde tödten ließ, um dem Abdecker die Häute zu verhandeln; selbst während so gräulichem Uebermuthe der Soldatenherrschaft wurde ein gewisser schmutziger Eigennutz nicht schamloser zur Schau gestellt, als es in den neuesten Kriegen durch die Marschälle des französischen Kaisers der Fall war. Nur Wenige machten davon eine ruhmvolle Ausnahme, unter ihnen General Serrurier, der seiner Unbestechlichkeit, Uneigennützigkeit und Sittenreinheit wegen über den Alpen die italienische Jungfrau hieß; Vandamme

und Andere aber brachten es im großartigen Stehlen wahrhaft zur Classicität und mag derselbe durch das in seinem Geburtsorte gestiftete Hospital schwerlich sein Gewissen beruhigt haben. Es ist erstaunlich, mit welcher Meisterschaft diese Blutigel die Länder auszusaugen wußten, die sie besetzt hielten und wie sie alle möglichen Artikel in Beschlag nahmen, wenn nichts Klingendes mehr vorräthig war. Holz und Salz, Tücher und Leinwand, Zucker, Kaffee und Chocolade, Alles paßte in ihren Kram; sie fanden immer was sie suchten und nahmen was sie fanden.

In der zu Breslau durch Groß und Barth veröffentlichten Kriegsgeschichte vom Jahr 1812 — 1813 befindet sich eine umständliche Aufzählung der Lebensmittel, welche einigen dieser ungebetenen hohen Gäste für die tägliche Tafel geliefert werden mußten. Es folgt hier die buchstäbliche Abschrift eines zufällig aufbehaltenen Küchenzettels des 1807 in Breslau commandirenden Marschalls Mortier, spätern Her-

zogs von Treviso, der beiweitem einer der gemäßigsten jener unmäßigen Forderer war und, nach seinem durch die fieschische Höllenmaschine erfolgten Tode, den Ruf eines Musters kriegerischer und bürgerlicher Tugend mit ins Grab nahm.

Küchenzettel für den 4. August 1807.

Ein Lamm,
Sechs Kälbergehirne,
Zwei Kälberlebern,
Zwölf junge Hühner,
Acht Enten,
Zwei Fasanen,
Zwölf junge Tauben,
Vier junge Auerhähne,
Ein Wels,
Sechs große Fische,
Zwölf kleine,
Vier Aale,
Zweihundert Krebse,
Zwanzig Quart Butter,
Zweihundert Eier,
Zwanzig Pfund Schweinefett,
Dreißig Pfund Speck,
Zwei Schinken,
Sechs Pfund Trüffeln,
Alle möglichen Gemüse,
Sechs Pfund Kaffee,

Zwölf Pfund Zucker,
Sieben Pfund Reiß,
Ein Pfund Pfeffer,
Zweiundvierzig Muskatnüsse,
Ein Viertelpfund Zimmet,
Ein Viertelpfund Saffran,
Sechs Stängel Vanille,
Ein Pfund Thee,
Ein Pfund Hausenblase,
Sechs Buch Papier,
Vier Rollen Bindfaden,
Vierundzwanzig Citronen,
Vier Bouteillen Oel,
Zwölf Teller Obst,
Zwölf Teller Confect,
Zwei Büchsen Eis,
Zwei Stück Ananas,
Zwei Pfund Chocolade,
Vier Pfund Mandeln,
Sechs Bouteillen Essig,
Zwei Pfund Macaroni,
Zwei Büchsen Capern,
Zwanzig Bouteillen Rheinwein,
Zwanzig Bouteillen Bordeaux,
Zwölf Bouteillen vin de Grâce,
Zwölf Bouteillen Madeira,
Sechs Bouteillen Tokayer,
Sechs Bouteillen Champagner,
Sechs Bouteillen Rum,
Sechs Quart Rosoglio.

Dieser Küchenzettel an und für sich, besonders eine oder die andere Gattung der aufgezählten Eßwaaren, dürfte zwar irgend einem hochgebornen Leckermaule — dessen Koch ein ebenso betrügerischer Schalk ist, als es (den sechs Pfund Trüffeln nach zu urtheilen) der Haushofmeister des Herzogs von Treviso, seligen Andenkens, gewesen sein muß — gerade nicht übertrieben scheinen; auch soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß bei manchem Verein-Gastmahl deutscher Sänger und Naturforscher, Gott sei Dank! wenigstens zehnmal mehr Wein verbraucht wird; bedenkt man aber, welche Masse von Lebensmitteln verhältnißmäßig auch der übrigen Generalität, den Obersten, den Subaltern-Offizieren und bis zum gemeinen Soldaten herab, in der Stadt und auf dem Lande, täglich, unentgeltlich und unweigerlich geliefert werden mußte, so tritt uns endlich der Druck des Bürgers und Landmanns in einer Größe entgegen, wie er kaum ärger gedacht werden kann.

Menschlichkeit.

Vergeuß nicht unschuldiges Blut,
Dann es bringt je gar selten gut;
Doch wo erbarmung scheint bey gewalt,
Deß lob und ehr wird gwonlich alt.
Lehr, so Keyser Maxmilian in seiner jugent durch seine treffenliche Kriegßräht zugestellt ist.

Menschlichkeit glänzt als einer der edelsten Juwele im Diadem der Kriegertugenden, sie ist die sanfteste Verklärung der Kriegerehre und der Schlußstein des Monumentes eines Helden. Ohne Menschlichkeit bestände ein Heer aus hunderttausend Mördern, kaum von den galgenreifen dadurch unterschieden, daß sie nach dem Commandowort todtschlagen. „Wollte Gott, es stände in meiner Macht auch die Todten lebendig zu machen", sagte Theodósius, als man ihm zu einem Siege Glück wünschte. Bekannt ist der schöne Zug des edeln Bessières, der bei

Marengo durch jenen berühmten Cavallerie-Angriff wesentlich zur Entscheidung der Schlacht beitrug. An der Spitze seiner dem fliehenden Feinde nachstürmenden Scharen, stieß er auf einen verwundeten östreichischen Soldaten, der unvermögend sich zu erheben, flehend seine Arme ausstreckte, ihn nicht zu überreiten. „Oeffnet eure Reihen und schont des braven Kameraden!" rief der General seinen Leuten zu und das Wort ging von Mund zu Mund, von Glied zu Glied und der Mann wurde erhalten.

Graf Staray, Oberst des eszterhaßischen Regimentes, hatte im Jahre 1768 das Dorf Szedowa gegen die türkische Uebermacht zu vertheidigen. Während die Feinde in dichten Haufen ansprengten, gewahrte er ein Kind auf dem Wege liegen, das von den geschreckten Einwohnern im Getümmel der Flucht vergessen worden war. Im nächsten Augenblicke mußte das hülflose Wesen unter den Hufen der Pferde zertreten werden, da sprang der menschenfreundliche Krieger aus dem Sattel, hob das Kind

mitten im Kugelregen der eignen Leute und fast schon vom Feinde umrungen zu sich und kehrte in sein Quarré zurück.

Der wirkliche Held ist immer menschlich; das bewiesen Kaiser Max, Gustav Adolf, der savoische und leuchtenbergische Eugen, Prinz Heinrich von Preußen und Loudon. Vom alten Schwerin heißt es: Die Völker, gesichert durch seine Menschlichkeit, verehrten seinen Heldenmuth.

Aber Menschlichkeit muß in unserm Stande oft einer traurigen Nothwendigkeit geopfert werden; Kriegerpflicht ist dergestalt die erste Verbindlichkeit der Kriegerehre und diese das oberste Gefühl in unserer Brust, daß jedes sanftere davon in den Hintergrund gedrängt wird und man Wohl und Wehe, Leben und Eigenthum des Einzelnen nicht mehr achtet, sobald es sich um die Erreichung irgend eines militairischen Zweckes handelt. Oft bleiben Sold und Verpflegung aus; aber leben muß der Soldat und etwas im Leibe haben, damit ihm das Herz darin nicht wackle; ja, er hat oft noch Hunger, wenn das

Hauptquartier lang schon satt ist und weil ihm kein Küchenwagen nachfährt, zieht er sich die Rüben aus dem nächstbesten Acker; da ist freilich:

Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Er nimmt das Ei und das Huhn dazu.

Ein gar zu weiches Herz taugt nicht zu unserm eisernen Handwerk; das Einhauen an und für sich ist kein Werk der Barmherzigkeit; die Menschlichkeit muß schweigen, wenn die Nothwendigkeit Menschenleben fordert, denn Menschen opfern zur gehörigen Zeit, heißt Menschenleben schonen.

Johann Graf von Spork, anfangs ein tüchtiger Reitergeneral und so leidenschaftlich für den Werth seiner Truppengattung eingenommen, daß er dem Kaiser den drolligen Vorschlag machte, auch das ganze Fußvolk zu Pferde zu setzen; dieses mehr gutmüthige als geistreiche, aber gewaltig viel betende Herrlein weinte heiße Thränen, weil er seine geliebten und schönen Kürassiere ins Treffen führen sollte,

worauf die Soldaten sagten: „Wenn der Papa noch länger mit uns bleibt, macht er uns Alle zu alten Weibern.

Wie sehr und oft übrigens ein strenges Gebot der Unausweichlichkeit und Pflicht die Verläugnung unsers Herzens fordern mag, eine edlere Natur wird darum nicht verhärten und ist auch dem Mitleid nicht die erste Stimme im Kriegsrath vergönnt, so muß es ihm doch erlaubt sein ein Wort mitzusprechen. „Der Teufel selbst muß in Paris die Befehle dictiren", sagte Monclar, als er den Auftrag erhielt, Hagenau und die Dörfer der Umgegend zu verbrennen, und sein Schalten war auch wirklich milder, als das eines Duras, Melac und Crequi, die Teufel genug waren, um den Cotillon- und Soutanenteufel im Oeil de boeuf zu verstehen. Zur ewigen deutschen Schmach wurden die haarsträubend grauenvollen Gewaltthätigkeiten jener Zeit, weil nicht das ganze Reich vereint sich erhob den Uebermuth eines Despoten zu züchtigen. Freilich saßen in Re-

gensburg einige Dutzend hochgeborne Perücken, bei den Haarzöpfen — wie Samson's Füchse bei den Schwänzen — fest zusammengebunden gegen jeden Feind des Vaterlandes, aber diese diplomatischen Krähwinkler des heiligen römischen Reichs (die schon zur Zeit der Türkengefahr, erst als Kara Mustapha sich bereits Wien näherte, mit dem Beschlusse fertig wurden: das beste Mittel das Vaterland zu retten, bestände in schleunigster Verjagung der Türken) hatten auch diesmal Wichtigeres zu thun, als über die allgemeine Noth zu berathen. Rang, Titel und Unterschied der alt- und kurfürstlichen Gesandten und die Ordnung im Gesundheittrinken mußte erst festgestellt werden, ehe man eins werden konnte, ob den Franzosen, die sich indessen mit den silbernen Kaisersärgen im Dome des von ihnen verbrannten Speier unterhielten, auch wirklich der Krieg erklärt werden solle. Das fürchterliche „der König will es" ließ über tausend deutsche Ortschaften in Schutt und Asche fallen, während die geplünderten und

mishandelten Einwohner ins französische Land geschleppt wurden; aber ein Nationalhaß wuchs aus den Trümmern, den hundert Jahre später Napoleon's rheinischer Bund nicht vertilgen konnte.

Ludwig XIV., der seine Person zum Herz- und Pulsschlag seiner Völker machte und zuerst das lang nachhallende Wort aussprach: „Der Staat bin ich!" der durch die Sonne seines glänzenden Hofs die Vorzimmer im Schlosse zu Versailles prächtig erleuchtete, aber durch Ruhm-, Prunk- und Herrschsucht den Wohlstand seines Landes versengte und durch die Gründung eines Monopol- und Zollsystems Kraft und Seele alles Handels und Verkehrs ertödtete, der in Uebermuth und Unmenschlichkeit die eroberten Länder zu Einöden verwüstete und mit dem Glück von Millionen leichtsinnig seine Buhlweiber tändeln ließ; Ludwig XIV. nannte sein Zeitalter den Großen. Kriechende Höflingsschmeichelei, Reifrockintriguen und Priesterränke umgaben ihn durch sein ganzes Leben, bis er

sein Volk zu Bettlern, seine Beamten zu Polizeispionen, und sein Heer zu Inquisitionshenkern gemacht hatte; dann starb der große Ludwig, der Despot einer weiten Monarchie, der Knecht eines blinden Jesuitenwerkzeugs, der frömmelnden Maintenon. Musen und Grazien spielten um seine Wiege, der lorbeerbekränzte Kriegsgott stand an seinem Thron; aber an seinem Todbette saßen zwei alte triefäugige Weiber: der Aberglaube und die Heuchelei. Ludwig XIV. haben die Poeten die Größe aufgedichtet und erst die spätere Zeit, mit allem Schrecken und Jammer der Revolution, bewies es, was es heißt, wenn ein Regent der Zukunft zu vergessen wagt.

Manche Unmenschlichkeit, von der uns die Geschichte Zeugniß gibt, mag durch die milder richtende Nachwelt, die das Wehgeheul des Elends nicht mehr hört, weniger verdammend beurtheilt werden. Die Rohheit und Barbarei des Zeitalters, in welchem Karl der Große lebte, brachte den sonst so gerechten und hochherzigen Fürsten und Krieger zur Enthauptung

der viertausend Sachsen bei Werden an der Aller. Die Gefangenen zu schlachten, zu blenden, zu verstümmeln, war damals noch vollkommener Kriegsgebrauch. Richard Löwenherz, die in Sang und Sage so viel gefeierte „Rose der Ritterschaft", ließ nach der Eroberung von Ptolemais dreitausend Muselmänner niedermetzeln, vielleicht nur, weil es ihm nicht wünschenswerth sein mochte eine so beträchtliche Vermehrung überflüssiger Kostgänger ins Lager zu bekommen. Sechshundert Jahre später, nach der Einnahme von Jaffa, befahl Napoleon die Ermordung sämmtlicher Gefangenen, da es ihm unmöglich schien sie auf seinem Rückzug durch die Wüste mitzuschleppen. Es ist diese Gewaltthat so viel, oder so wenig zu entschuldigen, als die grausame Erstickung der Kabylen im gegenwärtigen Feldzug der Franzosen in Algerien.

Das natürlich scheinende Recht der Wiedervergeltung ließ den Grafen Johann von Zips, Wojewoden von Siebenbürgen, an dem unmenschlichen Georg Dosa, Häuptling des unga-

rischen Bauern-Aufruhrs im Jahre 1525, eine wahrhaft karaibische Rache nehmen. Es wurde ein eiserner Thron errichtet, derselbe glühend gemacht und Dosa nackt darauf gesetzt, dann führte man einige seiner Gefährten, die durch mehrtägiges Entziehen der Speise zum Heißhunger gebracht waren, herbei und zwang sie, entweder den augenblicklichen Tod zu wählen, oder das halbgebratene Menschenfleisch zu verzehren. Drei von ihnen, die lieber sterben als dem kanibalischen Mahle beiwohnen wollten, blieben unter dem Schwerte, die Uebrigen aber, von Todesangst und Hunger zum halben Wahnsinn gebracht, stürzten wie Wölfe auf den Unglücklichen und zerfleischten ihn mit Nägeln und Zähnen. „Eine Hundsbrut hab ich aufgezogen", rief Dosa mit einem verachtenden Blick auf diese Elenden, dann hielt er seine Strafe, deren Erfindung einem Teufel Ehre machen würde, bis zum letzten Athemzuge, ohne einen Laut des Schmerzes aus.

Verwilderung alles Gefühls und Gemüthes

im langwierigen Kriege war es, die Tilly, nach der Eroberung von Magdeburg, dem Kaiser schreiben ließ: „Seit Trojas Fall und Jerusalems Zerstörung ist kein gleicher Sieg gesehen worden.“ Jesus Maria war die Losung beim Sturme und die heilige Jungfrau zog voraus mit der Fahne; drei Tage lang währten Gräuel, Brand, Schändung und Verwüstung, am vierten erst betrat der christkatholische Feldherr der christkatholischen Ligue die Stadt, sein erster Gang war in den Dom und das feierliche: Herr Gott, dich loben wir! dankte dem Himmel und endete den Jammer.

So war es auch die Entfeßlung aller Leidenschaften eines meinungswüthigen Krieges, die Tausende von gestiefelten und gespornten Glaubenshelden hinaustrieb, das Wort des Friedens mit Feuer und Schwert zu verkünden. Sechzehn Jahre lang tobte der Hussitenkrieg, verwüstete Böhmen und die angrenzenden Länder und zerriß alle moralischen, bürgerlichen und selbst häuslichen Bande eines großen Theils

unsers Vaterlandes. Zwischen Kaurzim und Böhmischbrod wurde die letzte Schlacht mit einer Wuth, einer Erbitterung und Tapferkeit gestritten, wie die Geschichte nicht viele Beispiele kennt. Die beiden Löwen Prokope fielen, was die Waffen nicht augenblicklich wegwarf, wurde niedergehauen, die hussitischen Priester entrannen nur auf Fürbitte des edeln Kostka von Postubitz dem Wellentode; Neuhaus lockte durch Verrätherei viele Hunderte der Gefangenen in eine Scheuer und ließ sie da lebendig verbrennen; die Pilsener tödteten „mit Jubelsang" über tausend bereits wehrlose Feinde, alle Andern wurden Leibeigene der adeligen Sieger. Dieser fürchterliche Glaubens- und Bürgerkrieg, durch Unduldsamkeit entstanden, durch Meinungshaß genährt und durch Unmenschlichkeit ausgekämpft, wird für ewige Zeiten ein Denkmal der unnatürlichsten Geistesblindheit und Gemüthsarmuth der damaligen Völker sein, aber Böhmen konnte nur durch Böhmen überwunden werden, so sagte es Kaiser Sigismund voraus.

Herzog Alba, der getreue Scherge seines Königs, gibt uns ein Beispiel der grausamen Pedanterie eines eisernen Herzens. Er wurde von Philipp dem Zweiten nach den Niederlanden gesendet, um — wie Brandis, dieser Hofmarschall Kalb des habsburgischen Hauses, in seinem „fruchtbringenden Lorbeerreis" mit schwülstigen Worten sagt — „die etwas emporgestiegenen adeligen Magsamenkolben und auch dem gemeinen Manne die gulden und silbern Flaxadern zu schwächen." Alba sollte die heilige Inquisition in dem freiheitgewöhnten Brabant stützen und Philipp kannte seinen Mann, der ein Blutgericht einzusetzen verstand wie kein Anderer. Durch ihn fielen der edle Egmont und der adelige Hoorne und — wie er sich selbst rühmte — bei achtzehntausend Ketzer. Dafür ward dem eifrigen Vertheidiger des katholischen Glaubens ein vom Papste eigens für ihn geweihter Hut und Degen, sein König überschüttete ihn bei seiner Rückkehr nach Madrid mit Belohnung und Auszeichnung und nur die spa-

nische Frauenwelt empfing ihn kalt. Seine Tigergrausamkeit gegen die häßlichen Ketzer wußten sie zwar so gut zu schätzen als sein königlicher Herr, aber daß er vierzig vornehme Damen, die seinen Offizieren nachgefolgt waren, erst mit Ruthen streichen und dann aus dem Lager bringen ließ, das konnten sie dem „gelbsüchtigen Toledo" nicht verzeihen. Und in der That, es gehörte zu dieser Grausamkeit fast noch ein fühlloseres Herz als zu jener.

Unmenschlichkeit geht oft mit Feigheit, immer aber mit Gemüthsrohheit Hand in Hand; das elende Gesindel der Ausreißer und Nachzügler ist stets am grausamsten; muthlose asiatische Völker wissen noch jetzt den Feind nicht anders abzuwehren, als indem sie ihr Land mit einer Einöde umgeben und die Timur und Dschingischan, die auf ihren Zügen eine Wüste nach sich ließen, geboten über Horden, die — Trunk und Völlerei ausgenommen — sich kaum vom Thiere unterschieden.

Aber selbst im Frieden, im gewöhnlichen

Exercir= und Paradiertagwerk unseres Standes, gibt sich eine Art Unmenschlichkeit kund und zwar nicht allein durch widernatürliche Strenge bei Handhabung der Mannszucht, sondern auch durch gänzliche Gemüthlosigkeit in Anwendung der gebührenden Strafen, die dem Dienste von keinem Nutzen ist und nur die Leidenschaften der Untergebenen herausfordert. „Straff und Regiment will der Kriegstand haben, aber kein Grollheit und Tyrannei" lehrt uns der schwendische Kriegsdiscurs. Und Strenge ist auch wirklich das beste Schnürmieder für den Soldaten, damit er sich mit weniger Mühe gerade halte. Wo Strenge fehlt, da wird ihm bald seine Pflicht beschwerlich und das Joch des Gehorsams drückend, deshalb soll jedes Besinnen und Schwanken nach einem erhaltenen Befehle, jede zögernde Ausführung desselben, jede Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit oder unwillige Miene gleich anfangs einer fühlbaren Strafe unterliegen; dann wird manch größeres Vergehen verhütet und sogar viel Pulver und

Blei erspart, das endlich das Subordinationsverbrechen eines sonst braven Burschen sühnen müßte. Wo die Mannszucht schwach geübt wird, da kömmt es mit dem Ungehorsam einer Truppe leicht so weit wie bei den Chinesen, in deren letztem Kriege gegen die Engländer sich ein General beschwerte, die Soldaten seien in sein Quartier gedrungen, hätten Geld von ihm verlangt und ihm gedroht auseinander zu laufen, wenn er es ihnen verweigerte; worauf Jener seine Kleider versetzen mußte, um sie zu beruhigen und wenigstens so lange bei sich zu behalten, bis er bei Annäherung der „rothhaarigen Barbaren" an der Spitze seiner Armee — davon rennen konnte.

Das militairische Gesetz richtete einstens unmenschlicher als heutzutage und ein Urtheil, an dessen Vollstreckung sich noch eine herzlose Neugier unserer Großväter weiden konnte, ist in der Gegenwart kaum noch einer orientalischen Gerechtigkeit würdig. Der christliche Leser bedenke das Schleifen zum Richtplatz, das Zwicken

mit glühenden Zangen, das Riemenschneiden aus Seite und Rücken und das Ausreißen der Zunge; er denke ferner an das Radbrechen von unten hinauf und an das „gnädige und gelinde" von oben herab und er beurtheile ein Urtheil, das in der Synopsis militaris (vor etwas über hundert Jahren) also lautet: „Delinquent solle auf die gewöhnliche Richt-Stätte geführt, ihme alldorten anfangs sein lebendiges Hertze herausgenommen, um das Maul geschlagen, sodann der Leib in vier Theil zerschnitten und die vier Viertel an vier Straßen, absonderlich aber das Haupt, Hertz und rechte Hand zusammen, Männiglich zum Abscheu aufgehenkt und ausgesteckt werden."

Feuer und Schwert standen damals auf Verbrechen, die heutzutage gar keine mehr sind, wie Zauberei und Wahrsagen. Vergehen der Sinnlichkeit betrachten wir von einem weit mildern Gesichtspunkte als unsere Vorfahren, die liebende Pärchen mit „halben und ganzen öffentlichen Schillingen", oder gar auf eine Art ab-

straften, von welcher uns ein altes Soldatenlied Kunde gibt:

In unserm Lager, wenn ein Weib
Sich findet, du sie von dir treib,
Wo nicht, so wirstu stehn ohn Kleid
Und sie die Nas verliehrn mit Leid.

Ketzereien finden nicht mehr statt und Flüche, diese gedankenlos unwillkürlichen Wachstuben-Stoßseufzer, werden überhört. Es bestand ein eigner Kriegsartikel „wegen Mißbrauch des heiligen Namen Gottes", weshalb sich die frommen Kriegsknechte im Namen des Teufels und des höllischen Feuers Luft machten und Sterne, Hagel und Donner herabbeschworen. Das fürchterliche Spießrecht der Landsknechte ist zum Spieß-Ruthenlaufen eingeschrumpft und die schauderhafte theresianische Halsgerichtsordnung, mit Brandmarkung und Folterreckung („doch solle man dieselbe bei den peinlich zu befragenden Zeugen nicht bis zur Tyranney treiben und dem Gemarterten, nach der Tortur, allsogleich wieder die Glieder gebührlich einrichten"), wurde

schon (?) vor siebenzig Jahren abgeschafft. Der Zeitgeist ist auch gegen Unmenschen menschlich geworden, wie der Dichter sagt, und wo noch im Buchstaben des Gesetzes eine unnatürliche Strenge liegt, da mildert schon das Kriegsgericht und vielleicht abermals die höhere Behörde, welcher das Begnadigungsrecht zusteht.

Also in den damaligen Gesetzen nur, in den barbarischen Begriffen der Zeit, die sie gab, lag Härte und Grausamkeit, unserm Stande selbst konnte keine unmittelbare Unmenschlichkeit in Ausübung der Gerechtigkeit zur Last gelegt werden. Der Kriegerstand wurde von jeher als Ehrenstand betrachtet und was ihm nach dem jedesmaligen Grad der Aufklärung Schande brachte, das mußte mit Blut und Leben gesühnt werden. Der Unglückliche, der von den Spießen seiner Kameraden durchbohrt wurde, war so gut von der Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugt als die Vollstrecker derselben, denn „ehrlich Regiment zu halten und Urtheil zu fellen, als weit eines Jeglichen Verstand ausreicht“ war ihre

Pflicht und Ehr und Eid und „bedankt sich der Profoß, wenn der arm Mensch verscheiden ist, fast gegen den hellen hauffen, das sie so ehrlich Regiment helffen, führen und halten und bittet den gantzen hellen hauffen, daß einer von dem andern straff wolt annemmen und nit einer den andern so liederlich übergeben, und ein Exempel sollen nemmen bey diesem abgestorbenen Menschen, denn was er thu, das müß er thun, von wegen des Regiments.“ Konnte daher damals die Gemüthlosigkeit eines Vorgesetzten nicht leicht Einfluß üben auf scharfe Bestrafung des Untergebenen, so wurde die Sache doch bedenklicher, als durch das, mit Ende des siebenzehnten Jahrhunderts so beliebt gewordene Fuchteln und Prügeln, der Willkür eines launenhaften und herzlosen Obern sich ein weites Feld darbot, dieser empfindlichen und die Menschheit entehrenden Züchtigung seine kleinlich persönliche Rache unterzuschieben, oder — im bessern Falle — den Stock für sich regieren zu lassen. Statt den Fehler zu verhüten und

ihn zu untersuchen, wurde das Vergehen nur nach der Prügeltaxe quitirt und jeder Prozeß durch das Donnerwort „Fünfundzwanzig!“ auf die kürzeste und bequemste Art abgethan.

Auf dem Wartburgfeste — bei Gelegenheit des Gedächtnißtages der Schlacht von Leipzig und der dritten Jahrhundertfeier der Reformation — wurde der Korporalstock, dieser Mittler und Heiland aller Soldatensünden, sammt zweien Schächern: Schnürleib und Haarzopf, als ungermanisch, öffentlich verbrannt; der Stock, als sichtbares Zeichen einer unsichtbaren Tyrannengnade; der Schnürleib, als Sinnbild jeglicher Schranke persönlicher Freiheit; der Haarzopf, als letztes Ueberbleibsel pedantischer Förmlichkeit und alle Drei endlich, als wurmstichiger, halbvermoderter Dreizack der von ihrem Throne gestoßenen Herkömmlichkeit. Allein trotz dem, daß jene heißpatriotische Studenten-Jugend so väterlich für ihre Väter sorgte, konnte das Kleeblatt nicht gänzlich ausgerottet werden. Der Stock erstand in manchem Heere wie ein Phönix aus

seiner Asche; der Schnürleib schnürt und preßt — selbst unter dem neuaufgefundenen mittelalterlichen Waffenrocke — wenigstens noch moralisch und des seligen Haarzopfs Geist wird so lange unter uns umgehen, als die Pedanterie, dieser heiligste Cultus der Kleinlichkeit, dieses Märtyrerthum des gesunden Menschenverstandes, nicht ablassen kann ihn heraufzubeschwören. Peter der Große schaffte die Strelitzen ab, Mahmud II. die Janitscharen, Deutschland die engen Kamaschen-Hosen, aber der Zopf, der gewaltige Zopf, hat sich während des dreißigjährigen Friedens so fest und sicher in alle einzelnen Theile, in jede Ecke, Nische und Rinne des Militairsystems eingenistet und eingebürgert, daß es fast gefährlich wäre, ihn plötzlich aufzuscheuchen. Der witzigste, boshafteste und keckste der deutschen Dichter singt:

Der lange Schnurbart, er ist nur
Des Zopfthums neuere Phase,
Der Zopf, der ihnen sonst hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Wenn es nun der „deutsche Soldat“ nicht wagt, die beiden Trabanten des Stockes anzugreifen, so vergönne ihm der wohlgönnende Leser doch einige Worte über letzteren, sollte er sich auch dadurch von dem Verdachte, zu dessen heimlichen Anhängern zu gehören, nicht ganz rechtfertigen können.

Der Meinungskampf über die Unantastbarkeit des Korporalstocks wurde in neuester Zeit, gleich dem Investiturstreit des Mittelalters, mit dem hartnäckigsten Eifer geführt und ist bis zur Stunde noch nicht geendet. Dürfte der „deutsche Soldat“ seine Finsterlings-Ansicht über militairische Körperstrafen überhaupt, schlecht und recht aussprechen, so würde er zu ihrer gänzlichen Aufhebung umsomehr die größte Vorsicht anrathen, als man in der Folge leicht in die traurige Lage kommen könnte, zu ihnen, als alleiniges Rettungsmittel der Mannszucht, zurückkehren zu müssen.

Die Feinde des Korporalstocks machen ihm vor Allem den Vorwurf: es sei schon unver-

träglich mit dem Ehrenkleide des Soldaten, ihn zu führen, wie viel mehr erst ein Schimpf, ihn zu fühlen. — Auszeichnung für Denjenigen, der ihn trägt, liegt freilich im Korporalstock nicht mehr und nicht minder als man hineinlegt und daher verhältnißmäßig so viel als im Marschallstab, der von Holz ist, wie jener, und würde eine Prügel-Dampfmaschine von genugsamer Faustkraft erfunden, so könnte die Haselstaude im Reiche der Schöpfung ganz fehlen, ohne daß deshalb der Militairstand zu Grunde ginge. Schimpf für Denjenigen, der ihn zu fühlen bekömmt, bringt der Korporalstock gleichfalls keinen größern mit sich, als das Schließeisen und die Lattenbank, weil nach dem Willen des Reglements und den Begriffen der militairischen Disciplin, die Schande am Vergehen und nicht an der Strafe hängt, die ihm vielmehr die selbstbefleckte Ehre wieder reinigt, und daher selbst ein unter dem Galgen Pardonirter vor den Augen seiner Kameraden so ehrlich sein muß als früher. Allein es ist ein

zweiter Vorwurf, den die Stockgegner dem Prügeln machen, daß dieses nämlich aller Menschenwürde und dem Geiste der Zeit zuwider sei, und dieser Vorwurf ist allerdings gegründeter und der „deutsche Soldat“ spricht ihn im Herzen nach, wenn ihm auch die Erfahrung einer längern Dienstzeit gelehrt hat, daß die gänzliche Abschaffung des Stockes keineswegs überall und für jede Truppe anwendbar ist. Nicht jedes Volk, dem wir diese die Menschheit entehrende Strafe ersparen wollen, paßt in den Geist der Zeit und besitzt jene Reife sittlicher Ausbildung, um körperliche Züchtigung entbehren zu können. Wo der gemeine Mann auf einer höhern moralischen Stufe steht, wo er sich seiner Menschenwürde bewußt ist, wo er ein reges Pflicht- und Ehrgefühl mit zur Muskete bringt, da wäre es wirklich ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Zeit, ihn durch die Stockstrafe so tief zu erniedrigen; aber in einem Staate, da auch dem rohesten, unwissendsten Haidebewohner die Patrontasche umgehängt und oft

ein bereits moralisch verderbter Mensch unter die Fahne, wie in ein Zuchthaus, gesteckt wird; in einer Truppe, da die Meisten mit Unlust der Trommel folgen, so Viele durch List und verstockte Bosheit sich der Abrichtung widersetzen, sich durch keine Ermahnung und Drohung der Ordnung, der Kriegszucht, dem blinden Gehorsam unterwerfen wollen und nun dennoch aus diesen Leuten in kürzester Zeit eine kunstgerechte Maschine gemacht werden soll, ein zierlicher, biegsamer, leichtbeweglicher Körper, von einem und demselben Geiste beseelt, durch ein einziges Wort regiert und jeden Befehl schnell, sicher und unfehlbar ausführend; da handelt es sich um ein energisches und um das kürzeste Mittel zur Verständigung und um ein Mittel, das bricht was nicht zu beugen ist. Kriegszucht um jeden Preis ist das erste militairische Gesetz, ja, wenn es nicht anders geht, Kriegszucht selbst auf Kosten der Menschlichkeit, sonst wird das Heer zur Horde. Erst als Marius die Kriegszucht im römischen Heere

hergestellt hatte, konnte er die Cimbern und Teutonen schlagen.

Nicht ein Mensch ist wie der andere, auch die Charaktere der Nationen sind verschieden und was in dieser oder jener Armee ganz und gar nicht an seinem Platze wäre, das ist oft bei der dritten unumgänglich nothwendig. Anders muß der ehrsüchtige Franzose behandelt werden, als der ehrliebende Germane; vorsichtig der lebhafte und gebildetere Norddeutsche, zutraulich der redliche und geduldige Schwabe, gemüthlich der treuherzige Oestreicher, noch anders der Russniake, der nur viel in den Magen braucht und sich dann nicht weiter umsieht, was hinter seinem Rücken und tiefer mit ihm vorgenommen wird; der Ungar, der niemals ein Schimpfwort verträgt, wol aber den Stock als den ihm gebührenden Herrscher erkennt; der Pole endlich, dem der Branntwein das höchste Gut und die Reinlichkeit das höchste Uebel ist, der zwischen Trägheit und emsiger Augendienerei seine Dienstzeit hinbringt, aber Komödiantenwitz

genug hat, um täglich vor der Drohung den reuigen Sünder zu spielen. Da muß endlich Ernst gemacht werden und die Schreckensherrschaft in ihr volles Recht treten.

Ob die wiederholten Lattenarreste, das Kurz- und Krummschließen mit Eisen weniger Brustleiden hervorbringen, als die Stockstreiche, bliebe noch zu erörtern; aber diese haben jedenfalls die so wesentlichen Vortheile voraus, daß jede Bestrafung öffentlich geschieht und zugleich als Beispiel für die Andern wirkt, daß der Mann seiner Pflicht keinen Augenblick entzogen wird und der brave Kamerad daher nicht auch für den liederlichen den Dienst thun muß. Einmal seines Vergehens überwiesen, richtet der Stock den Betreffenden am schnellsten, er steht auf, bedankt sich schön und ist wieder bereit für ehrsamen Dienst.

Ehre im Leib soll jeder Soldat haben, der Gemeine so gut wie der Offizier, aber nur Derjenige besitzt sie wirklich, der sie in sich fühlt, ihre Stimme versteht und sie zu schätzen weiß.

Der Ehrenmann muß auch als solcher geachtet und behandelt werden und derjenige Vorgesetzte einer ehrliebenden und die Ehre begreifenden Truppe, der für die alltäglich vorkommenden, unvermeidlichen Vergehen keine andere Strafe kennt als Prügel, der ist entweder ein erbärmlicher Pedant, oder ein Unmensch. Man kann die Ehre nicht in einen Menschen hineinschlagen, aber man klopft sie leicht bis zum letzten Funken heraus; denn sie ist nicht wie ein Damascenerschwert, das durch Hiebe erprobt wird, sondern wie ein Glas, das beim ersten Schlag in Stücke geht. Deshalb sollte der Soldat so lang als möglich vor diesem ersten Streiche bewahrt werden und erst wenn alle erdenklichen Besserungsmittel vergeblich waren, versuche man den Stock; er ist das letzte, so zu sagen, der Moschus für die sterbende Ehre. Dann gewöhne man aber den Patienten nicht durch kleine Gaben an größere, wie man die schwächsten Naturen nach und nach selbst gegen die Wirkung von Arsenik abhärten kann, sondern — wenn wir

der festen Ueberzeugung sind, daß sein Uebel nur noch durch diese Arznei zu heben sei, so reiche man ihm die Dosis dergestalt, daß sie ihm im Gedächtniß bleibt fürs Leben und er sobald keiner Wiederholung bedarf.

Schließlich zu sprechen, erscheint uns also der Stock keineswegs als ein durchaus entbehrliches Werkzeug zur Handhabung der Mannszucht und (leider) selbst zur Abrichtung der Truppe, wo uns eine unbeugsame Böswilligkeit entgegentritt; aber in seiner Anwendung ohne Verstand, Gewissen und Menschenkenntniß liegt die eigentliche Unmenschlichkeit. Wer daher nicht den Namen eines grausamen Pedanten verdienen will, der suche seine stockfähigen Untergebenen wohl zu beurtheilen, ehe er diese physisch und moralisch empfindliche Strafe verhängt; er erwäge stets, ob der Betreffende wirklich noch durch sie zu bessern ist und diktire sie niemals blos aus dem Grunde, um einen begangenen Fehler zu rächen. Eigentlich schimpfliche Vergehen, durch welche sich der Mensch in vor-

hinein zum Thiere erniedrigt, hartnäckiger Trotz und Bosheit verdienen nichts Besseres als Prügel, nur verhüte man, daß weder Verhängen noch Empfangen zur Gewohnheit werde. Es läßt sich die Stockstrafe — ohne, wie bei den Russen auf Leben und Tod zu hauen — nur bis zu einem gewissen Grade steigern, und jener stützige Heroismus in Ertragung des Schmerzes kann endlich zu einer Hartnäckigkeit gedeihen, die der stärksten Faust widersteht und auf der Executionsbank selbst zum bewunderten und deshalb so gefährlichen Beispiel für die ganze Truppe wird.

Gottesfurcht.

Die Herzen schlugen zu Gott, die Fäuste auf den Feind.
Buch der Makkabäer.

„Und soll sein auf Erden Blut und Feuer und Rauchdampf und soll sich die Sonne verkehren in Finsterniß und der Mond in Blut", so sprach der heilige Petrus am Tage der Pfingsten dem Propheten Joel nach und dies Seherwort ist lebendig geworden: Religion, ursprünglich ein Bote des Friedens, ward über ein Jahrtausend der Herold grimmiger Fehde, und Frömmigkeit, oder wenigstens der fanatische Unverstand, den man dafür nahm, brachte mehr Krieg, Unheil und Jammer über die Menschheit, als Leidenschaft, Ungerechtigkeit und Laster. Das waren finstere und schauervolle Zeiten;

weltliche und geistliche Eroberungssucht standen sich entweder feindlich gegenüber, oder machten auch gemeinsame Sache, immer aber streckten sie die Religion als Schild vor sich hin und immer war es das Herz der Menschheit, das seiner innersten Ueberzeugung willen im Aneinanderprallen der Harnische zerquetscht wurde. Bannstrahl und Ketzergericht, Schwerter, Ketten und Flammen predigten Frieden und christliche Liebe; Glaubenseifer und die hinter ihm verborgene Selbstsucht, wie Geistesschwäche und der sie benutzende Ehrgeiz, trieben Hunderttausende nach dem heiligen Grabe, um dort das ihrige zu finden, gebaren das vierzigjährige Morden im Albigenserstreite, die Mauren-Verfolgung in Spanien, den gegenseitigen Völkertodtschlag im Hussitenkampfe, die haarsträubenden Gräuel in Amerika, die Schreckensnacht der Hugenotten in Paris, den dreißigjährigen Krieg endlich, diese schlau versteckte römische Mausfalle für die deutsche Macht. Da überall war „glauben und fechten“ die Losung der Zeit,

da forderte die Religion vom Krieger nicht viel mehr als Mannsfäuste und ein papistisch gesinntes Herz und Philander von Sittewald hatte Recht, wenn er sang:

Wer fleißig bet't und schlagt frisch drein,
Der mag ein ganzer Kriegßmann sein.

Man tadelt an den neuesten Zeiten, daß ihr rasches Drängen nach Vorwärts, ihr heißes Streben nach Licht und Wissen, ihr selbstsüchtiger, auf Welt und Geld gerichteter Sinn, ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen religiöse Norm und Form — die ehrwürdige Heiligkeit jeder Religion in der Wurzel zernagen; aber, wie auch selbst das Christenthum in Sekten zerfallen und von keiner Partei mehr mit dem alten Feuereifer vertreten sein mag, ein Ergebniß der ketzerischen Gegenwart tritt doch als unbestreitbare Wohlthat, als ehrenvollster Zeuge eines allgemeinen Fortschreitens hervor, es ist die Duldung jedes fremden Glaubens, wie sie von jeher im Geiste einer Religion gelegen, deren göttlicher Stifter nur Liebe war und predigte.

Und diese Duldung zeigte sich bei unserm Stande am frühsten und zwar zu einer Zeit schon, in welcher gegen die Feinde der alleinseligmachenden Kirche noch mit der gehässigsten Unduldsamkeit gestritten wurde. Nur wenige Sekten (Arianer und Wiedertäufer) waren bei Werbung kaiserlicher Kriegsvölker ausgeschlossen (den Juden wurde erst in neuesten Zeiten das ihnen unliebsame Recht gewährt, die Muskete zu tragen), sonst war Katholik und Lutheraner gleich willkommen und kurz vor dem westphälischen Frieden ernannte Ferdinand III. einen Protestanten, den hessischen Melander von Holzapfel, zum Generalobersten seiner Heere. Bei aller Strenge, ja Unmenschlichkeit, gegen Gotteslästerung, Fluchen und Zaubern, forderte man doch keinen andern Glaubens- und Gewissenszustand vom Soldaten, als Gottesfurcht, nämlich Gottesverehrung nach seiner eignen Religion und Gehorsam für deren Gesetze. Und so blieb es bis heutzutage; nicht nach seinem Glauben wird der Rekrut gefragt, uns kümmert wenig

ob er Katholik, Reformirter, griechisch Unirter oder Unitarier ist; der Dienst verlangt nur, daß er gottesfürchtig sei, d. h. daß er in der Furcht des Herrn zu leben und zu sterben wisse.

In keinem der ältern Kriegsbücher findet sich ein Zeichen von religiöser Unduldsamkeit, es sei denn, daß sich der angeerbte und eingefleischte Judenhaß etwas Luft machte. Es mußte sich zwar jeder Soldat, ohne Rücksicht auf seinen Glauben, in die vorschriftmäßige äußere Form des Gottesdienstes fügen; dafür ward aber einer Truppe, deren größerer Theil aus Andersgläubigen bestand, der Kaplan ihrer Religion gestattet und jeder Akatholik mit den gewöhnlichen militairischen Gebräuchen und — wo es möglich war — auf dem eigenen Friedhofe begraben.

Unter zweiundvierzig Kriegsartikeln einer „Bestallung zu Rossz", welche Fronsperger angibt, berührt nur ein einziger die Religion: „Item Gotteslesterung und übermessiges sauffen sol man sich enthalten und bey ungnediger straff verbotten seyn." Desgleichen heißt es in einer

Bestallung Karl's V. für den Markgrafen zu Brandenburg als kaiserlichen Obersten über zweitausend gerüsteter Pferde: „Item sol keyn Nation die ander mit eyniger sachen, weder mit worten, werken, oder geberden, schmehen noch stumpfieren, noch sich mit denselben von des Glaubens wegen in Disputation eynlassen, bey Leybstraff." Und wie dieser Kriegsartikel vor dreihundert Jahren schon, gebietet auch das heutige Reglement all den unter der kaiserlichen Fahne versammelten Religionen gegenseitige Duldung; es sagt: „Alles, was eine Gehässigkeit zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen erregen könnte, muß beseitigt und einem jeden seine Andacht in der gehörigen Zeit gestattet werden."

Gottesfurcht ist Grund- und Schlußstein, Anfang und Ende des Wirkens und Strebens eines jeden Menschen, und alle Einrichtungen und Gesetze des Staates, seine innere Ordnung und Ruhe, wurzeln tief in ihr. Religion ist ein vom Himmel auf die Erde reichendes Band, das Gott und die Menschheit, Volk und Herr-

scher zusammenknüpft. Das fühlte der atheistische Friedrich wohl, als er seinem Minister zurief: „Herr, schaff er mir Religion ins Land, oder scheer er sich zum Teufel!“ Der Regent ist berufen die Religion seines Volkes, sei sie auch nicht die seine, zu wahren und zu bewachen, denn sie ist es, die sein Haupt „von Gottes Gnaden“ über die Unterthanen hebt, und der Soldat, als unmittelbar nächstes Werkzeug der Regierung, als rechter Arm des Fürsten, soll sie vertheidigen mit Blut und Leben.

Aber kann der Krieger auch gezwungen werden gegen die Bekenner seines Glaubens zu streiten? Darauf antwortet der „deutsche Soldat“: Keine Religion erlaubt den Meineid, „gib Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist!“ Deinen Schwur, den du vor Gott gelobt, den halte treu und fest, stirb in deiner Pflicht und die Entscheidung überlaß dem Himmel!

Das Schwert schützt das Kreuz, der Altar stützt den Thron und so entgegengesetzt in Pflicht

und Bestimmung sich auch Soldaten- und Priesterstand stehen mögen, da der Eine Blut und Thränen vergießen macht, der Andere Wunden heilen und Tröstung bringen soll, als Organe göttlicher und weltlicher Macht, als Gedanke und That, schließen sie sich aneinander.

Fromme Helden nannte man sonst die Krieger, und ob sie auch geläufiger eine Litanei von Flüchen, als ein ganzes Vaterunser zusammenbringen konnten, so stand doch im Geiste des Kriegerstandes die Frömmigkeit der That von jeher obenan. Wie vielen Hochämtern und Messen der Soldat auch, in größter Parade, beiwohnen mußte, sein eigentlicher Gottesdienst beschränkte sich auf wenig, der Herrendienst ging ihm höher und sein Gewissen war beruhigt, wenn er bei der Betstunde andächtig gedankenlos dem vorbetenden Trommelschlag horchte und alljährlich ein oder zwei Mal seine arme Seele dem Beichtvater in die Wäsche schickte. Der Feldpater hatte übrigens eben keinen Nimbus um den Kopf, „denn ist des orts gemeyniglich

der Hirt wie die Herd oder Schaf, dann selten bey Wölffen Lemmer auffgezogen werden", aber wenn er durchs Lager ging, küßten ihm die Landsknechte doch die Hand, obgleich er, „der gelehrte, christliche Mensch, der täglich, wo es geseyn mag, eine Predigt thun mußte", nicht besser bezahlt war, als ein gewöhnlicher Reisiger, nur selten mit Doppelsold, „nach geschicklichkeit der Person, denn es haben den Caplan die Hauptleut oder Rittmeister gerne in ihren Raht und gebrauchen ihn für Eynkäuffer und anderer notturft." Noch in Regal's Reglement, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, heißt es: „Da das kaiserliche Tractament eines Caplans, sich ehrbar aufzuführen nicht erklecklich ist, so kann man ihm von einer jeden Portion für den Beichtzettel jährlich einen Groschen als Douceur zukommen lassen." Es ist dies eine Gewohnheit, die bis zur Stunde nicht überall vergessen ist.

Wenn aber die Krieger fromme Helden genannt wurden, so hieß man die Priester dafür geistige Kämpfer und wenn es auch manchmal

gerade der heiligste Geist war, gegen den sie zu Felde zogen, so muß man ihrem Stande doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für Dasjenige, was ihm als Wahrheit und Recht erschien, mit unerschütterlichem Muthe und Feuereifer stritt. So die kühnmüthigen, sanftmüthigen Heidenbekehrer Columban und Willibrod, Emeran und Rupertus und vor Allen der deutsche Apostel Bonifacius; so die begeisterten Kreuz-Prediger während der Züge nach Jerusalem und später die Jesuiten in Peru, Indien und China; so ferner die katholischen und protestantischen Stimmführer zur Zeit der Reformation, so der trierische Weihbischof von Hontheim, der unerschrockene Vertheidiger der Kirchenfreiheit, Sektenhaß versöhnend und Friede und Duldung verkündend, so endlich von dem schwärmerischen Savonarola, der römischem Uebermuthe auch im Tod noch trotzte, bis auf die neueste Zeit die einzelnen Bischöfe und Prälaten, die, getreu der päpstlichen Satzung, eher geistliche Würde und weltliches

Besitzthum opferten, als das für Wahrheit erkannte Recht.

Und wie heldenmüthig stand die Geistlichkeit in ihrer Pflicht zur Zeit der wiener Pest, als der „wüthende Tod" plötzlich hereinbrach, als der Adel und die reiche Bürgerschaft die Flucht ergriffen, als der Hof nach Maria-Zell und dann nach Prag gezogen, als der Magistrat seine schriftlichen Befehle zum Fenster hinunterwarf, als über hunderttausend Menschen bereits ein Opfer geworden, Arm und Reich, Alt und Jung, Hoch und Niedrig nicht verschont wurde und der Tod aufräumte in Spitälern und Casernen, in Gefängnissen und Palästen. Da war kaum mehr ein Arzt zu finden und die Werbung zu „Siechknechten" und Todtengräbern mußte öffentlich ausgetrommelt werden; aber die Kapuziner und Augustiner, die Schotten und Carmeliter wachten in Lazarethen als Krankenwärter, gingen mit der heiligen Tröstung von Haus zu Haus, „stiegen auf Dachstuben und in die Keller und dienten allorten unver-

drossen mit Müh und Lieb," bis sie in ihrem Berufe starben.

In jedem Volke und zu allen Zeiten standen sich fromme Helden und geistige Kämpfer, im Gedanken vereint, durch die That geschieden, nahe im Leben und im Wirken und wenn uns leider die Geschichte zeigt, wie einzelne, unduldsame Verkünder des Evangeliums und blutige Verfechter desselben mit Kreuz und Schwert sich gegen Licht und Gerechtigkeit verbanden, so hielten sie doch auch in jeder Noth des Vaterlandes fest zusammen, und was die Einen mit der Stärke des Armes errangen, das gewannen die Andern durch die Begeisterung des Wortes.

Der Kriegerstand war sonst ein Vorrecht des Adels, der Priesterstand setzte sich ihm gleich und bald auch über ihn; der edelgeborene Knabe hatte nur die Wahl zwischen Harnisch und Chorrock; es handelte sich darum ihm eine Burg zu erkämpfen oder einen Bischofsitz und oft erlangte er eins durch das andere. Der Einfluß der Geistlichkeit machte damals Alles, den habs-

burgischen Grafen zum deutschen Kaiser — und es konnte der hochmüthige Erzbischof Gerhard von Mainz gegen Albrecht I. die Drohung aussprechen: „er habe noch mehr Kaiser in seiner Tasche." Deshalb hatte der Ritter Grund und Ursache genug den Priesterstand zu ehren und wol auch zu fürchten; umgekehrt dagegen erschien auch das Waffenhandwerk der Kirche viel zu nöthig, um nicht zu jeder Gelegenheit Segen und Ablaß für Diejenigen bereit zu haben, die so bereit waren für ihre Macht und Ehre zu kämpfen.

Aber es gab auch eine Zeit, da die Geistlichkeit wacker mitfocht und zwar nicht nur Schwertbrüder, Johanniter und deutsche Herren (die Ritter der Kirche und des Spitals), sondern, da auch die höchsten Prälaten den Harnisch umschnallten, wenn's Noth that. Mit Leopold I., dem glorreichen Babenberger, kämpfte unter den Mauern von Damiate der brave Abt Hadmar von Mölk; an der Seite des böhmischen Löwen, der Blume der Ritterschaft, glänzte

in der Schlacht am Marchfelde der olmützer Bischof Bruno, Graf zu Holstein, von dem es heißt: „Ottocar's Größe war Bruno's Leben;" der tapfre Bischof Johann von Prag galt den Hussiten als einer ihrer gefürchtetsten Gegner; groß in Wort und That war Capistran, der Heilige und Held, der letzte Kreuzprediger und furchtlose Kampfgenosse Hunyades; und wer kennt nicht den ebenso kühn- und hoch- als mildherzigen Leopold Kollonitsch, Bischof von Neu-Stadt und freiwilliger Vertheidiger Wiens gegen die Türken? Er, der Kirchenfürst, war überall, wo der Tod ihm gegenüber stand; er focht an der Spitze der Streiter, er pflegte die Verwundeten, tröstete die Sterbenden, begeisterte durch glühende Rede und muthiges Beispiel und — als der Feind geschlagen war, als die ausgehungerten Scharen ins verlassene feindliche Lager nach Plünderung strömten, da zog auch er hinaus; aber nur arme, elternlose gefangene Christenkinder waren der Antheil Beute, den er heimbrachte. Ewiger Ruhm und Segen dem

Helden und Menschenfreunde! Zu jener schweren Zeit stand rings um Wien die Gegend verödet, versengt und verbrannt, alle Ortschaften und Schlösser waren in der Gewalt des Erbfeindes, nur Mölk, Klosterneuburg und Lilienfeld, die drei festen Klöster, hatten sich unter Anführung ihrer Aebte männlich gehalten und waren siegreich aus dem Kampfe auf Tod und Leben hervorgegangen. Früher schon war es der Abt von Lilienfeld, der in Wien bei plötzlicher Annäherung der Schweden seinen Kopf nicht verlor, während er Vielen abhanden kam, deren Pflicht und Schuldigkeit es gewesen wäre, ihn zu behalten. Leopold Wilhelm, Erzherzog zu Oestreich, Bischof von vier Bisthümern, übernahm gegen Ende des dreißigjährigen Krieges den Oberbefehl der kaiserlichen Armee, zu einer Zeit, da es bequemer war, sich in fetten Pfründen das Bäuchlein zu mästen. Der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, so viel er auch für Kirchenzucht und Schulen, Handel und Verkehr in seinem Lande wirkte,

lebt doch in der Nachwelt mehr durch seine Kriegsthaten, die er — fast den italienischen Condottieri des vierzehnten Jahrhunderts zu vergleichen — Frankreich und dem Kaiser, Spanien und Dänemark leistete. Papst Julius II. führte 1510 sein Heer in eigner Person gegen die Franzosen und war (mit allen Soldatentugenden und allen Fehlern) einer der größten Krieger seiner Zeit. Die beiden Prokope waren Mönche; der Priester Laurenz trotzte als kühner, umsichtiger Anführer im ungarischen Bauernkriege den königlichen Truppen in mehren blutigen Schlachten; und wie mancher Feldkaplan, der — statt nur in Garnison und Lager auf Sünde und Gewissen loszudonnern — furchtlos im Angesicht des Feindes stand und mitten im Kugelregen die Gefallenen durch sanften Spruch ermuthigte und getröstet vom Leben scheiden ließ, wie mancher solcher geistigen Kämpfer hätte Ordensband und Kreuz so gut verdient, als der fromme Held, der die Krieger in den Tod geführt. Männer, wie Tilly, Guido Stahrem-

berg, Prinz Eugen, Hotze und Cabrera, waren zum Priesterstand bestimmt und erzogen, aber ihr Schicksal und Genius machte diese geistlichen Herren zu Feldherren; dafür traf es sich auf der andern Seite nicht selten, daß die Krieger endlich die Kutte über den Koller warfen, daß alte Landsknechte zum Heile ihrer armen Seelen vom wüsten Soldatentreiben in Einsiedeleien ausruhten und selbst Herren und Fürsten ihr thatenreiches Leben in klösterlicher Stille beschlossen. Zwölf byzantinische Kaiser vertauschten die Krone mit der Mönchskappe; aus dem einst so lebenslustigen Pagen und kriegslustigen Fähnrich, Ignaz Loyola, wurde plötzlich ein Rekrut des Himmels und der erste Werber eines die Welt unterjochenden Heeres von — Mönchen; Karl V. klopfte in einer stürmischen Nacht an die Thore des Hieronymitenklosters zu St. Just, nachdem der Aerger über das jungfräuliche, uneinnehmbare Metz seinen langgehegten Entschluß der Abdankung zur Reife gebracht hatte. Vor den Wällen dieser kecktrotzenden Festung erkannte

der mächtige Herrscher, „in dessen Reiche die Sonne nicht unterging," die Ohnmacht menschlichen Willens und erst in seiner kleinen Zelle, bei dem ungleichen Schlage der selbstverfertigten Uhren, machte er die Erfahrung, daß sich auch der Herzschlag verschiedenartiger Völker nicht nach einem Gesetze regieren lasse.

So finden wir in vielfacher Beziehung Kreuz und Schwert miteinander verflochten, ob auch der Krieger stets widerwillig unter priesterlichem Regiment und Commando stand und die Geistlichkeit sich niemals auf die Dauer einer Soldatenherrschaft unterwarf. Beide Stände werden sich nicht mehr leicht vereinigen zur unedeln Gewalt über die andern, die ihnen während des Fortschreitens der Jahrhunderte ebenbürtig geworden, ja die Freundschaft zwischen Soldat und Priester besteht heutzutage — außer bei den Gastmählern der Bischöfe und Prälaten, wo natürlich die Gesundheit des löblichen Militairs nicht vergessen wird — in nicht viel mehr, als daß der Lieutenant auf seiner einsamen Dorf-

station mit dem ehrlichen, gastfreien Pfarrer Trictrac spielt und dieser, so strenge er auch gegen seine eigne geistige Heerde eifert, bei unsern etwas wildern Sitten gerne ein Auge zudrückt. Aber es mag dennoch in jetziger Babel- und Baalzeit, da nichts Heiliges mehr gilt und nur goldene Kälber angebetet werden, da die ewige, alles umfassende Liebe als unendliche, Alles durchdringende Selbstsucht erklärt und der alte liebe Gott, in Fesseln der Vernünftelei geschlagen, von witzigen Gauklern so gut ums Geld gezeigt wird, als es im sechzehnten Jahrhundert durch die Ablaßverkäufer geschah; es mag in der begriffverwirrten Zeit der neuesten Christenverfolgung bald vielleicht nothwendig werden, daß sich der Soldat von der Menge trennt und als Wächter der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit abermals zum Vertheidiger des Evangeliums wird.

Gottesfurcht, nämlich jene Frömmigkeit, die den Soldaten menschlich und rechtschaffen erhält und ihn in den Pflichten seines Standes die

gegen Gott und seinen Nächsten üben läßt, steht unter den Eigenschaften eines wackern Kriegers obenan und die heldenmüthigsten Herrscher gingen zu allen Zeiten dem Heere, wie ihrem Volke, mit gutem Beispiele voraus. Karl der Große, der die Sachsen zur Taufe zwang und das prächtige Münster zu Aachen baute, setzte seiner Frömmigkeit gleichwol ein schöneres Denkmal durch sein Streben nach Veredlung der Menschheit, durch die reichen Spenden für seine armen Unterthanen und durch den milden Eifer, mit welchem er in Asien und Afrika gefangene Christen auslöste. Der deutsche König nannte sich „von Gott erwählt", die Fürsten trugen ihre Kronen „von Gottes Gnaden" und selbst der wilde, unbändige Eberhard von Würtemberg führte den Wahlspruch: „Aller Welt Feind, aber Gottes Freund." In der Ungarschlacht bei Merseburg (der leipziger Freiheitskampf vor achthundert und achtzig Jahren) schwang Heinrich I., der das Ritterthum auf Gottesfurcht und Glauben gründete und erst dadurch den deutschen

Adel in den Adelstand erhob, in eigner Faust die heilige Lanze und vor ihm flatterte das siegbringende Banner des Engels. Nicht daß Friedrich Barbarossa vor der Markuskirche zu Venedig — vielleicht in abgedrungener Demüthigung — zu des Papstes Füßen sank, zeigt die Frömmigkeit des Kaisers, wohl aber daß er sich, von Rührung und christlicher Versöhnung überwältigt, dem weinenden Feinde an die Brust warf. Wenn Karl V. einen Sieg erfocht, oder das Waffenglück seiner Scharen erfuhr, fastete er drei Tage und betete: Gott wolle der Christenheit den Sieg zu Gute kommen lassen. „Ich kam, sah und Gott siegte", rief er nach der Schlacht von Mühlberg aus. Als das vereinigte deutsche und polnische Heer frühmorgens am Kahlenberge stand, um das geängstigte Wien zu entsetzen, las der wie ein Heiliger verehrte Kapuziner Markus Avianus in der Leopoldskapelle die Messe, König Sobieski ministrirte dabei und alle Fürsten nahmen das Abendmahl.

Aber auch auf die Beobachtung der religiö-

sen Gebräuche wurde von jeher strenge gehalten und selbst mehr, als auf wirklich frommen Sinn. Zur täglichen Messe rückte die Truppe aus dem Lager und während des Gottesdienstes durfte weder Wein, Bier, noch Branntwein geschenkt werden. Vor der Schlacht fielen die Landsknechte nieder, sangen ein geistliches Lied und verrichteten ihr Gebet, dann schüttelten sie den Staub von ihren Füßen und zogen gegen den Feind; der „verlorne Haufe" (unsere heutigen Tirailleurs) voraus, der „helle Haufe" nach. Gotteslästerung wurde nicht selten mit dem Tode bestraft, Zauberei mit dem Feuer. Friedrich von Flemming, in seinem vor hundert Jahren erschienenen „deutschen Soldaten," spricht noch in vollem Ernste von dem „höllischen Laster der Hexerei" und gibt nicht nur Rathschläge, wie sich davor zu schützen, sondern auch ein probates Mittel, sich hieb- und kugelfest zu machen; freilich ist die erste Bedingung dabei: Entsagung der ewigen Seligkeit.

Alle Ehrfurcht für das Andenken unserer

Herren Urgroßväter! aber es war damals noch eine Zeit, die uns heutzutage bald ein mitleidiges Lächeln abzwingt, bald die Haut schaudern macht. In der Synopsis militaris (Nürnberg und Frankfurt, bei J. G. Lochner 1733) ist vom Feuertode für alle Diejenigen die Rede, welche „Nachts unter dem Galgen, vom Teufel verblendete Mahlzeiten und Tänze halten und unterschiedene Ungewitter, Donner und Hagel, Würm und andere Ungeziefer machen, worunter jedoch Mathematici, Astronomi und Astrologi nicht verstanden sind.“

Ebenso sagt Khevenhüller in seinen zur selben Zeit erschienenen Observationspunkten: „Hat jemand mit Zauberey Schaden gethan, so ist die Straff des Feuers. Dergleichen Zauberer und Wettermacher findet man wenig unter den Soldaten; wohl aber, daß ein oder anderer mit dem Teuffel Verbindnuß aufgerichtet, sich ihm mit Blut verschrieben und zu eigen ergeben hat; Andere, die solche Kunst erlernt, daß sie die künftige Dinge sagen, im Spiegel, oder sonst

anderer Gestalt; Andere, so durch abergläubische Mittel, Zeichen, Bilder, Siegel, Bänder, unbekannte Wort, worunter die heilige Dreifaltigkeit, Christus der Herr oder dergleichen eingemischet wird, Krankheiten curiren, durch Sieb und Schlüssel-Lauffen verlohrne Dinge wiederbringen: Im ersten Fall wird mit Feuer gestraffet, im andern mit dem Schwerdt, im dritten, nach Gestalt der Sachen, mit Gefängnus und Spitzruthenlauffen, und hilft kein Fürwenden, daß es aus Armuth, aus Einfalt, oder Unverstand geschehen. Es giebt zwar andere, die zur Vestigkeit gewisse Zettel, Kräuter, oder eingenähete Sachen haben, solchen soll man einen Zettel geben, wie demselben, wo darauf geschrieben war: Wehre dich Bernheuter."

Solch humoristischer Schluß zeigt uns fast, daß der Verfasser dieser Observations-Punkte selbst nicht an derlei Unverstand glaubte; allein ein um so grelleres Licht wirft es auf die Finsterniß jener Zeiten, in welchen nicht nur die furchtbarsten Strafen über Verbrechen verhängt

wurden, die gar nicht begangen werden konnten, sondern auch aufgeklärte Richter Recht über Leben und Tod eines Menschen sprechen mußten, den sie als Betrogenen, oder als einen unbewußt sich selbst Betrügenden erkannten.

Um die eigentliche Moralität der Mannschaft kümmerte man sich, wie bereits gesagt, nur wenig. Uebertretungen des sechsten Gebotes unterlagen zwar den Kriegs-Artikeln nach einer beispiellosen Härte, wurden aber in der Wirklichkeit aus einem andern Gesichtspunkte angesehen und die schwerere Hälfte der Bestrafung, unritterlicher Weise, dem schönen Geschlechte zugewendet. Im Lager aufgegriffenen fremden Dirnen scherte man gewöhnlich Augenbrauen und Haare ab, schmierte den Kopf mit Pech und Federn ein und ließ sie durch den Steckenknecht wegpeitschen. Dafür war manch altem, bravem Soldaten (doch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Regimentscommandanten) gestattet, ein „ehrlich Weibsbild" bei sich zu halten und wurden im Lager, wie in der Festung, nicht

selten gutmüthige Personen geduldet. In der schon früher angeführten „Newgemachten Kriegß-ordnung fast dienstlich und tröstlich in Kriegs-leuffen“ ist zu lesen: „Item man soll auch noch etzliche Frawen besölden, die yedermans weyb seyndt, derhalben soll man keyn eifferung haben. Es soll auch der hauptman denselben armen weybern gleichen vertrag, schutz und schirm halten, und keyner gedencken, daß er sie alleyn haben wollt, es ist unrecht, welcher eyn gemeyn (irgend ein Gemeingut) eintzeunen will, darumb sie eyn zimlich Frawengelt nemen, Tags zwen Kreutzer.“

Gottesfürchtig sein, d. h. mit dem Himmel und seinem Gewissen zu jeder Stunde gehörig abgerechnet zu haben, steht dem Soldaten wohl an, denn mehr als jedes andere Menschen-Kind muß er ja seine arme Seele bereit halten, vom Wachtposten auf der kleinen Erde allstündlich abgelöst zu werden. Sei er Katholik, Protestant, Jude, oder habe er sonst einen Glauben, den er vor dem Gerichte seines Wissens und Gewissens und einst vor dem ewigen Kriegsrecht verant-

worten kann, er mag in jeder Art und Weise Gott zu verehren, und wenn sie auch nicht immer und überall mit den Glaubenssätzen der alleinseligmachenden Kirche übereinstimmt, ein Mann von Ehre und Charakter und das Muster eines braven Soldaten sein, aber einen Glauben habe er, ums Himmelswillen! und treibe sich nicht in den morastlauen, ekeln, tausendmal aufgerührten Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten herum, mit denen die Stimm- und Tonangeber eines Regiments so gerne und leicht eine mordmann-durstige Jugend blenden und sich dadurch ordentlich eine Anbetung ihres Verstandes erzwingen. Wo gar kein Glaube ist, da stehen alle Grundsätze der Moral auf schlechten Füßen und wo Grundsätze fehlen, ist es sehr zweifelhaft irgend eine Tugend, ja Ehre und Charakter zu finden. So wundergläubig und rosenkranzfromm auch der gemeine Mann in der Regel ist, so häufig spielt der Unglaube unter seinen Vorgesetzten eine große Rolle; allein bei zehn sogenannten Freigeistern fehlt der einen

Hälfte gewöhnlich das Herz, der andern so ziemlich der Kopf. Den Glauben kann freilich Niemand zwingen, er ist unfreiwillig wie Gefühl und Verstand und wurzelt tief im Gemüthe; aber wer unglücklich genug ist, keinen zu haben, wer von jenem Troste im Elende, von jener Ermuthigung in der Gefahr und Beseligung in jeder Widerwärtigkeit des Lebens gänzlich ausgeschlossen bleibt, der mag dessenungeachtet noch Herr der religiösen Formen sein und da sich unser ganzer Stand auf Gehorsam gründet, so begreife er wenigstens die Nothwendigkeit eines guten Beispiels für seine Untergebenen und vermeide vor Allem den gewissen biblischen Mühlstein zu verdienen. In frühern Zeiten war man besonders unnachsichtlich gegen Aergernißgeben und sagt Wilhelm Dillich in seinem Kriegsbuch: „Machet jemand Stockerey und Affenspiel aus dem Gottesdienste, soll — besonders wer göttliche Verachtung und Blasphemie vermeynet, zum Schwert verurtheilt und die Executio ohne Gnad vollstrecket werden.“ Eine

unendliche Rohheit des Gemüthes verräth es, irgend eine Religion frech zu verspotten, zumal im Beisein eines Andern, dem die Sache heilig ist. Feldmarschall Lascy, dem der sterbende Kaiser Joseph zum Abschied schrieb: „Wenn ich der Welt etwas geworden, so danke ich es Ihnen, der Sie mich aufgeklärt", sagt in seinem Reglement: „Von der Religion soll überhaupt niemals gesprochen, hingegen desto eifriger darnach gelebt werden." Das ist die Gottesfurcht, die der Dienst vom Soldaten verlangt und das, was wir unter Frömmigkeit der That verstehen. Und jeder Glaube ist ehrwürdig, wenn er seine Verehrer lehrt moralisch zu leben, und alle Religionen mögen in unserm Stande gleiche Rechte haben und in Ruh und Frieden nebeneinander stehen, wenn ihre Bekenner streben sich nur an Ehre, an militairischen Tugenden und an Frömmigkeit der That zu übertreffen. Gleichgültig ist uns, in welcher geistigen Sprache unser Kamerad mit seinem Schöpfer spricht, wir achten und lieben und beurtheilen

ihn nur nach seinem Soldatenwerth. Im Jahr 1700 beklagte sich Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels schriftlich beim Kaiser Leopold I., daß Generalfeldmarschall Thüngen auf Seiner Majestät Befehl die Festung Rheinfels mit einer Besatzung von dreihundert Mann belegt, „welches ihm zwar billig, jedoch unerträglich schien: daß diese Truppe von einem lutherischen Capitaine kommandirt würde." Als Thüngen dies vernahm, schrieb er dem Landgrafen: „Wenn der Soldat so ist, wie man ihn umgekehrt liest (tadllos), so frage ich nie nach seinem Glauben."

Jahrhunderte lang wurde religiöse Unduldsamkeit, dieser unchristliche Zorn gegen Andersgläubige, durch den Koran beschämt, in dessen neunter Sure es heißt: „Und sollte selbst ein Götzendiener Schutz bei dir suchen, so versage ihm denselben nicht, damit er Gelegenheit habe, das Wort Gottes zu hören, und wenn er sich von der Wahrheit nicht überzeugen läßt, so gib ihm sicheres Geleite nach seiner Heimat." Das klingt doch besser als Inquisition und Auto da fe.

Wie duldsam in seinen Staaten herrschte der große Kurfürst von Brandenburg, wie christlich menschlich und tolerant wirkten die beiden Kaiser Joseph, die sich in allen Regententugenden begegneten und deren einzige Fehler waren, daß sie zu früh gelebt und zu früh gestorben. Joseph ist ein Name, der als schönes Erbtheil für die Zukunft gilt, ein großer, hoffnungsvoller Name, der — wie ein geistreicher östreichischer Apostat irgendwo ausruft — schon zweimal ruhm-, frucht- und lichtbringend in einem glorreichen Kaisergeschlechte glänzte.

Auf welche Art sich religiöse Duldsamkeit um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutschlands höhern Ständen kundgab, zeigt folgende Heirathsurkunde, welche Rudolf Graf von Sulz, bei seiner Vermählung mit der protestantischen Gräfin von Hagenau, im Jahre 1605, ausstellte: „Ich, Rudolf Graf von Sulz, versprich bey meyner grävlichen Ehre, oder der Teufel soll mich hohlen! daß ich meyne künftige Gemahlin bey der Religion pleyben lassen wil.

Ich hab droben zwey Bibeln, hat sie genug daran nicht, so wil ich jr noch zwey kauffen, sie lese nur fleyssig und tappffer darinn. Zu dank nemb ich jren leib und nicht jre Seel. Ich pleyb bey meyner Religion, darinnen ich von jugend auff erzogen bin. Ich weiß, daß ich auff der rechten Bahn bin, wil sie nicht in den Himmel, so fahr' sie in die Hell!"

Es wurde sonst in den Heeren, wahrscheinlich ebenso stumpfsinnig und gedankenlos, aber dienstpflichtmäßig bei Weitem mehr gebetet, als heutzutage und in feindlicher Gelegenheit über den Predigten sogar manch schöne, wichtige Zeit versäumt, die schwerlich Gott zu Nutze, noch den frommen Kriegern zu Frommen gereichte. Außer den Gebeten vor und nach der Schlacht, „beim Sieg und wenns übel abgelaufen", gab es noch Gebet auf der Wache, auf Partei, auf einem verlornen Posten, und Stoßseufzerlein wider Ueberfall und Gefangenschaft. Dem Gebetstreich Früh, Mittag und Abends wurde Anfangs des vorigen Jahrhunderts noch die

mitternächtige Schaarwache zugegeben, damit — wie Khevenhüller sagt — die Armee sich reguliren kann, wegen der Commando, Wachten und Fouragiren, auch den Pferden Fourage zugeleget werde. Friedrich von Flemming erklärt diesen Trommelstreich aber folgendermaßen: „Als die kaiserliche Armee einstens Nachts von den Türken überfallen war, hatte Gottes sonderbahre Allmacht die Trommel auf der Wacht von sich selbst gerühret und die Wache allarmiret und geschieht dieses zum Andenken derselbigen Begebenheit noch, ja ist diese Trommel annoch zur Curiosität in der Residenzstadt Wien aufbewahrt.“ Warum solch ein Schatz unbenutzt im bürgerlichen Zeughaus steht?

Die katholische Besatzung von Hanau war eben bei der Frühmesse in der Kirche, als sie vom schwedischen Obersten Haubald, der mit seinem Häuflein durch Waldung und auf Seitenwegen herangeschlichen kam, überfallen und aufgehoben wurde; aber trotz dem in die Litanei eigens eingeschalteten: „Vor dem Ende-

christ Martin Luther beschütze uns!" nahmen doch sämmtliche Gefangene allsogleich schwedische Dienste und ihr Commandant, Hauptmann Brandis, konnte frei abziehen, doch — mutterseelen allein.

Uebrigens waren auch im Heere Gustav Adolf's, der zu sagen pflegte: „Wer sein Gebet geendigt hat, ist mit der Hälfte seines Tagwerks fertig", die lächerlichsten Gebete im Gebrauche, z. B. „gegen des Teuffels Bapstthumb", „wider die unnützen Wescher, die Jesuiten", „der Bapst erger denn der Türck" u. s. w. und es ist nur nicht bekannt, ob der tapfre Isolani, der den Schweden, durch seinen glänzenden Ueberfall bei Würzburg, die hanauer Schlappe zurückgab, den feindlichen Commandanten nicht etwa über des antikatholischen Herrn Cyprianus von Spangenberg's „Notwendige Warnung an alle Ehrliebende deutsche Kriegsleut" getroffen.

Frömmigkeit ist Schutz und Trost in jedem Misgeschick und verleiht dem Kriegsmann Muth

und Zuversicht; sanfte Worte von der Kanzel rühren so gut des Soldaten Herz als das eines andern Christenkindes, nur darf ihm das ewige Feuer nicht gar zu heiß gemacht werden, sonst läuft er vor den Kugeln davon, die ihn zur Hölle schicken könnten, und die himmelschreiendste aller Haupt- und Todsünden, die er zu begehen im Stande ist, bleibt doch die Feigheit. „Die eynbildung des Gewissens ist ein wichtig Ding bey den Menschen, aber am Muth ist viel mehr gelegen. Das Gewissen sollen die Pfaffen eynbilden und leyten, Ehr und Muth aber die Obersten und Befehlshaber." Kapuziner Haspinger und Feldpater Simon, der brave Franziskaner, begleiteten und führten die Tiroler in ihrem Freiheitskampfe mitten ins Feuer, aber nicht durch Vorstellungen des Todes verweichlichten und ermatteten sie diese frommen, einfältigen, aber starken Seelen, vielmehr verkürzten sie ihnen die langen, beschwerlichen Gebirgsmärsche durch geisterhebende und muthbelebende Erzäh-

lungen und brachten sie frischen, sorg- und furchtlosen Herzens auf den Feind.

Der alte Dessauer war überaus fromm und hatte eine besondere Ehrfurcht für alle religiösen Gebräuche, aber Gebete lernte und vergaß er jeden Augenblick. Das lutherische „Eine feste Burg ist unser Gott" nannte er des Herrn Jesu Dragonermarsch und die Kirchenlieder sang er sammt und sonders nach der Weise des seinem Namen gewidmeten Marsches. Vor der Schlacht bei Kesselsdorf betete er: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens nicht dem Schurken von Feind, sondern sieh', wie's kommt, in Gottes Namen Marsch!"

Die Augen aufschlagen gegen den Feind ist heilsamer in der Stunde dringender Gefahr, als sie gegen den Himmel erheben, denn Gott hilft nur, wenn wir uns selbst helfen. Gott behüte überhaupt jeden braven Soldaten ein freud- und lebensscheuer Betbruder zu werden; Meinungs- und Gewissenskrupel vertragen sich

nicht mit dem kühn- und freiblickenden Kriegergeist; die strenge, bußeifrige Uebung der heiligen Pflichten muß in den Hintergrund vor den Pflichten unsers Standes; sobald commandirt wird: Auf, vom Gebet! muß der Bursche mit seinem Vaterunser fertig sein, denn wenn er das Tempo verfehlt, steht die Katze mit neun Schwänzen hinter ihm; einer ganzen frömmelnden Truppe aber könnte es leicht ergehen, wie weiland der Besatzung von Pelusium, die auf den stürmenden Kambyses, statt Pfeile, Gebete abschickte, weil er listig genug war, heilige Thiere unter seine Mannschaft zu mengen.

Zum Schluß.

Unter allen Ständen, seien sie auch durch Beruf und Pflicht weit vom Krieger-Handwerk geschieden, gibt es Soldatenfreunde und billige, unparteiische Beurtheiler des militairischen Geistes und der Wesenheit und Eigenthümlichkeit unsers Standes. Von solchen ein freundliches Wort über sein Buch zu hören, könnte den „deutschen Soldaten" besonders freuen und vermöchte er sogar Zurechtweisung und Tadel von ihnen zu ertragen; ist es aber dem gutwilligen, wohlgönnenden und christlichen Leser — während er den „deutschen Soldaten" auf seinen Friedens-Feldzügen begleitete — genugsam klar geworden, daß diese Blätter keineswegs für Leute geschrieben sind, die weder Geist noch Körper

unsers Standes verstehen und zu schätzen wissen, nämlich nicht für Gevatter Leimsieder, Schneider und Handschuhmacher, die den Soldatenrock als eine Art Lakeien-Livree und den Soldatenstand als eine Zuchtanstalt betrachten; nicht für hochgeborne Spießbürger, die keine höhere Würde kennen als die des Kammerherrnschlüssels und keine andere Unsterblichkeit als jene, zu welcher ihnen Koch, Tänzerin und Leibarzt verhelfen; nicht für Akten- und Aktien-Männer, die, in Papieren lebendig begraben, von des Kriegers Dasein nur im Kriege wissen, wo sie ihn brauchen; nicht für vornehm auf uns blickende Diplomaten, die ihre witzigen Wortwechsel zuerst durch uns ausprügeln lassen und dann am Conferenztische mit so viel Artigkeit und guter Erziehung die Länder wieder austauschen, die sich die Krieger, Schritt für Schritt, mit ihrem Blute abgerungen; aber auch ebensowenig für Professoren der Revolution, für republikanische Stimmensammler und menschenfreundliche Communismusprediger, die heute das Schwert

mit aller Gewalt zum Dreschen brauchen wollen, und morgen das Schwert mit dem Dreschflegel niederzuschlagen hoffen; — sondern einzig und allein für jenen Stand, der unter der Fahne seines Herrn und Fürsten lebt und wirkt und „zu jeder Zeit, an jedem Orte und in aller Gelegenheit" für sie zu sterben bereit ist. Hat sich also der wohlgönnende Leser von Richtung und Ziel dieser Blätter genugsam überzeugt, so muß der „deutsche Soldat" sowol die Philister, als Brutusse des lieben deutschen Vaterlandes inständigst bitten, sein Buch unauf- geschlagen und geschnitten zu lassen.

Wie seine Waffenbrüder, von denen er in diesen Zeilen herzlichen Abschied nimmt, seine Kriegs- und Friedensgedanken aufnehmen werden, wird die Zukunft zeigen; sie mögen ihm vergeben, wenn er zu vorlaut die Pedanterie verspottete, diese Haupttugend aller behelmten Kopflosen, diese drückende Knechtschaft der Commiß-Erfahrung, diese Kamaschen-Gewissenhaftigkeit, die ebenso eifrig das Gewehrstrecken

einexercirt als das Bajonnetfällen; sie mögen ihm auch vergeben, wenn er die subordinationswidrige Rede bis zur Frechheit getrieben, sich gegen jenen süßgewöhnten Schlendrian aufzulehnen, der die Soldaten als cartesianische Teufel in die luftdicht verpichten Reglementflaschen sperrt und sie darin auf- und abspringen läßt, wie er auf den Stöpsel drückt; allein sie werden dem „deutschen Soldaten" vielleicht anderswo zugestehen, daß er redlich das Gute wollte und selbst da noch — wenigstens keine Lüge sagte, wo er die Wahrheit nicht besser zu sagen verstand.

Vorzüglich der militairischen Jugend sind diese Abhandlungen über die moralischen Kriegereigenschaften zugewendet, aber es fühlt der „deutsche Soldat", daß er vom jungherzigen Alter besser verstanden und gewürdigt werden wird, als von unserm unbärtigen Greisenthum, und es soll ihn daher nicht die einzelne Stimme eines Monopolisten der Kritik von Werth oder Unwerth seines Buches überzeugen, wol aber

die allgemeine seiner Kameraden vom adriatischen Meere bis zur Nord- und Ostsee.

Vielleicht wirft man ihm schon vor, daß er es gewagt, den Namen eines deutschen Soldaten für sich in Anspruch zu nehmen, während seine Kriegs- und Friedensgedanken nicht immer und überall auf ganz Deutschland passen; darauf antwortet er aber: entweder gibt es heutzutage, da sechsunddreißig Scepter im Vaterlande herrschen, gar keinen eigentlich deutschen Soldaten mehr, oder es muß auch ihm gestattet sein (selbst wenn er nicht nach Geburt, Sprache und Gesinnung ein Deutscher wäre) nachdem er in einem deutschen Heere dient, mit demselben Rechte sich so zu nennen, als es der Baier, Sachse, oder Würtemberger thut.

Deutsche Generale mustern die deutschen Bundescontingente und deutsche Armeen beschützen das gemeinsame Vaterland, reichen wir uns brüderlich die Hände, so weit die deutsche Zunge reicht und das deutsche Wort gebietet. Es handelt sich in jetziger Zeit, festzuhalten bei

seinem Stande und genau zu wissen was man ist und was man will; was dann die Zukunft auch bringen mag, Ehre, Treue und Pflichtgefühl werden ein deutsches Heer an das andere schließen und uns stark machen gegen äußern und innern Feind. Ehre, Treue und Pflichtgefühl sind die Worte, mit denen der Held zweier Jahrhunderte vier hoffnungsreiche Söhne unserm Stande übergab.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

(f 2.90)

f 1.20

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bigot von Saint Quentin, Karl August

Von einem deutschen Soldaten

Leipzig 1847

Mil.g. 21 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10594528-6